

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVIII. Jahrg.

I.

1879/80.

Hermann Hallwich: Wallenstein's Ende. Ungedruckte Briefe und Akten. Band 1 und 2 Leipzig. Verlag von Duncker und Humblot. 1879. G. 8.

Der verdienstvolle Verfasser bietet mit vorliegendem zweibändigen Werke eine wichtige Bereicherung der historischen Wallensteinliteratur. Seine ersten Arbeiten auf diesem Gebiete: „Zur Geschichte Wallenstein's im Jahre 1633“ und „Wallenstein und Arnim im Frühjahr 1632“ boten schon sehr Wertvolles; mit dieser Arbeit dürfte für längere Zeit die Literatur, die wirklich Bedeutendes bietet, zum Abschluß gekommen sein; bis Gindely in seiner großen Arbeit so weit vorgerückt sein wird, um seine in fremden Archiven gefundenen Urkunden darüber zu verwerten, wird wohl eine ziemliche Spanne Zeit vergehen. In einem Vorwort, das in knappen Zügen, aber mit scharfen Schlaglichtern den ganzen Kreis von Schriftstellern würdigt, die für oder gegen W. geschrieben, werden von Hallwich lehrreiche Winke gegeben, die auch den Laien auf diesem Gebiete mit der größten Klarheit in diese verworrene und vielfach besprochene Frage einführen. Hallwich schont die ironischen Seitenhiebe gegen „sogenannte Historiker“ nicht und weiß sie oft mit einem Wort zu charakterisiren. Die Einleitung ist im Lapidarstil geschrieben, voll geistreicher und feiner Wendungen, eine hochinteressante, vollkommen orientirende Lektüre für Jeden! Hallwich bezeichnet in bescheidener Weise seine Arbeit als Sammlung von Tatsachen, Darstellung von Ereignissen, alles problematischen Beiwerks entkleidet. An 10.000 ungedruckte Schreiben, die er in inländischen und fremden Archiven gefunden und denen gegenüber das bis jetzt urkundlich Veröffentlichte als winziger Bruchtheil erscheint, führen die Ereignisse der letzten Jahre, sie allseitig aufhellend, dem Leser vor Augen. Mit Recht behauptet Hallwich, die Sache auf die Spitze stellend, in Sachen W.s habe W. selber noch nicht gesprochen; er habe vor Allem das Recht, gehört zu werden. „Eine Wertbeurteilung der sich an den Namen eines W. knüpfenden welthistorischen Fakta soll und muß möglich werden; und sie ist und bleibt unmöglich ohne die endliche Feststellung eben dieser Fakta.“

Im Jahre 1842 war ein Teil der eigenen Hauskanzlei W.s im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv gefunden worden. Sie war 1726 von Budweis nach Wien gekommen; nach Budweis kam sie wahrscheinlich aus Pilsen. In Wien war sie vergessen, bis nach ihrer Entdeckung sie Hurter wieder sah. Die musterhafte Ordnung in W.s Kanzlei geben diesen in 2 Repertorien „Wallensteiniana“ verwahrten Concepten den Wert von Originalausfertigungen. Außer diesen „Wallensteiniana“ hat Hallwich auch aus den sogenannten „Kriegsakten“ des Archivs einzelne wichtige Urkunden als erwünschte Bereicherung des gebotenen Materials benützt, ebenso aus den „Friedensakten“ desselben Archivs einzelne Urkunden, welche wie die aus dem Kriegs-

archiv Hurter unbekannt geblieben sind, dazu kommen 2 Urkunden aus den „Friedländer Akten“, ein Codex aus dem Wiener Staatsarchiv, dessen Beilagen Pr. Meyer in Graz dem Verfasser überlassen hat; über die übrigen Urkunden aus dem Landesarchiv in Prag, aus dem Archiv der Hofkammer etc., dem Dresdener Archiv gibt Hallwich Seite 49 fg genaue Auskunft. Von Wallensteins Correspondenz hat nun Hallwich alles veröffentlicht, was sich auf seine militärische und diplomatische Tätigkeit bezieht, aber alles ausgeschieden, was seine wirtschaftliche Tätigkeit betrifft und zwar wurden nur ungedruckte Briefe oder korrekter gegebene aufgenommen. Daß Hallwich eine allen Anforderungen der historischen Wissenschaften entsprechende Ausgabe veranstaltet, ergibt sich bei einem so fleißigen und besonnenen Arbeiter von selbst. Man vergleiche, was Hallwich darüber S. 56 in der Einleitung zum 1. Bande sagt. Unter dem Strich hat Hallwich einen fortlaufenden sachlichen Commentar, Hinweise, Noten zum genauern Verständniß gegeben, eine höchst mühevolle Arbeit, die bei der umfassenden Belesenheit des Verfassers in der Literatur jener Zeit ganz verlässliche Daten gibt. Die Arbeit gliedert sich in 4 Bücher. Das 1. Buch umfaßt den Zeitraum vom 1. Januar bis 2. Mai 1633 „Wallenstein in Prag“; das 2. Buch „Von Gitschin bis Steinau“ (3. Mai — 12. Okt. 1633); das 3. Buch „Von Steinau bis Eger“ (22. Okt. — 25. Feb. 1634); das 4. Buch „Aus allen Lagern“ (1633—1635). Im Ueberblick Th. II faßt Hallwich auf 182 Seiten die gewonnenen Resultate in lebendigster Weise zusammen. Er hält sein Wort, Sammler von Tatsachen zu sein. In schlichter, aber markanter Weise werden die Tatsachen erzählt; sie schießen wie Krystalle an den Kern an zu einer festen Masse, nicht lose durch Raisonnement angegliedert; direkt aus den Worten der handelnden Personen liegen klar die Tatsachen auf. Hallwich meint, daß der historischen Kunst noch hinreichende Arbeit nach der seinigen übrig bleibe. Er hat hier nur in so ferne recht, als es ihm selbst nicht auf eine pragmatische Verbindung mit den übrigen contemporären Weltereignissen ankommt, aber aus diesen 182 Seiten läßt sich erstens bei den mit vollendeter Akribie verwerteten Nachrichten des riesigen Materials das gar fein verschlungene Netz leicht verfolgen, zweitens fallen in der Werkstatt noch sehr wertvolle Späne ab. Wer Hallwich's Arbeit später benützt, kann mit leichter Mühe eingehende Beiträge zur Geschichte dieser Zeit geben. Die Ausgrabung und Aussonderung des Materials von allen Schlacken bleibt Hallwich's Verdienst.

Im ersten Buch werden die Folgen des Feldzugs des Jahres 1632 geschildert; das Jahr 1633 brachte großartige Rüstungen und die Vermehrung der Armee hinsichtlich der Kavallerie, des Fußvolks und der Artillerie: Wallenstein kannte die hohe Bedeutung des Proviantwesens und guter Verbindungen mit dem Centrum, dem Hofe, und seinen Unterfeldhern: aber diese Vermehrung geschah nicht, wie man landläufig noch liest, um jeden Preis. W. hielt nichts von undisciplinirtem Volk. Hallwich tritt der Lüge entgegen als habe W. sein Kriegsvolk verwildern lassen oder gar Geringschätzung gegen die kaiserliche Autorität bei den Truppen gepflegt. Er weist auf Grund der Urkunden nach wie gegen Gemeine und Officiere er gleich streng sich zeigte, wie Landwirtschaft, Gewerbe und Handel von ihm gegen seine Truppen geschützt wurden. Das Blutgericht von Prag kann einen Begriff von seiner Strenge gegen feige Officiere geben; es war unter keiner Bedingung, wie Hallwich bemerkt, der Ausdruck eines bitter gekränkten Innern, oder die Befriedigung einer persönlichen Leidenschaft. In Sachen des Dienstes gab es bei ihm keinen Unterschied von Rang und Stand. Während des Feldzugs von 32—33 faßt H. die Kriegsvorgänge in Schlesien und Sachsen ins Auge. Den Feldzug des Jahres 33 unternahm W. mit nicht mehr als 9000 fl. in der Kasse, die beständige Verschleppung des Friedens von Seite Arnims führten endlich zur siegreichen Schlacht bei Steinau. Wie fast nie vorher stand W. siegreich da nach allen Richtungen des vollen und ganzen Erfolges gewiß. Und doch lag in all seinen kühnen und woldurchdachten Berechnungen ein irreparablen Fehler. W. wollte nicht den Krieg weil der Kaiser die Mittel nicht dazu hatte. Seine ganze Thätigkeit im Jahre 32 war ein unausgesetztes Bemühen mit List und Gewalt einen leidigen Frieden zu erzwingen. So stand ihm bald in Wien eine Kriegspartei gegenüber, deren Hauptvertreter Ferdinand III. und Schlick waren. Die Friedensunterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg zu Breslau miß-

langen. Hallwich weist von Fall zu Fall nach, daß W. in seinen Verhandlungen sich Schritt für Schritt der unbeschränkten Vollmacht des Kaisers versicherte; in stetem intimen Einvernehmen mit dem Staatsoberhaupte war. Als aber Spanien und Baiern gegen W. diplomatische Erfolge in Wien errangen, als die Eroberung Regensburgs durch Bernhard von Weimar den Irrtum W.s bloßlegte, die Friedensunterhandlungen mit Sachsen und Brandenburg sich in den Sand verließen, da war W. in seinen diplomatischen und militärischen Erfolgen discreditirt, das Vertrauen nicht nur an seinen guten Willen, auch an seine Fähigkeiten war in Wien verloren. W. suchte freilich jetzt die Erblande gegen Bernhard zu decken, kehrte aber nach Böhmen zurück, er fühlte sich zu schwach zum Angriff gegen die imponirende Armee, die Bernhard zusammengebracht; von Fürth aus verständigte er den Kaiser und den Churfürsten hierüber, krank kam er in Pilsen an. Er widersetzte sich, wie Hallwich meint, im eigensten Interesse des Kaisers selbst des Kaisers Befehl den Feind zu verfolgen. Bis Ende Decembers stand, wie Hallwich nachweist, W. hinsichtlich seiner angeblich geheimen Verhandlungen mit den Fremden in ungehörtem Einvernehmen mit dem Kaiser. Jetzt erst werden der Kaiser und sein General Gegner. W. will seinen Posten räumen aber nicht bedingungslos; er will einen Friedensschluß, der ihm Erfüllung der Versprechungen bringt, die der Kaiser ihm gegeben, mit oder ohne Zustimmung des Kaisers. Als deutscher Reichsfürst glaubte er Herr seiner selbst zu sein. Treffend drückt Schiller dies so aus: „So fiel W. nicht, weil er ein Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel.“ So rief W. jetzt Trčka und dessen Schwager Wilhelm Kinsky nach Pilsen, denselben, der Mai 1633 mit Feuquières unterhandelt. Von diesen Verhandlungen behauptet Hallwich mit vollem Recht nach einer unparteiischen Würdigung dieses Mannes, daß er aus eigenem Antrieb gehandelt und Politik auf eigene Faust getrieben. Daß es W. nie in den Sinn gekommen König von Böhmen werden zu wollen, weist Hallwich sehr scharfsinnig und drastisch daraus nach, daß W. das Ziel, sein Herzogtum Friedland aus dem Königreich Böhmen förmlich loszuschälen, bis zum letzten Augenblick verfolgte. Now, Trčka und Kinsky waren die Männer, unter deren unmittelbarem Einflusse W.s letzte Entschlüsse gefaßt wurden. „Der Generalissimus schreibt Trčka am 26. Dezember an Kinsky, sei nicht allein resolviret mit beiden Kurfürsten (Sachsen und Brandenburg) sich zu verakkordiren, sondern auch mit Schweden und Frankreich.“ Die Freunde verstanden es den Groll des Führers rege zu halten und ihn, dessen immer mehr und mehr hinstechender Körper ihn nöthigte, Andere für sich handeln zu lassen, auf der abschüssigen Bahn, die er einmal betreten, immer weiter zu geleiten. W. legte nun sein Schicksal in die Hand der Armee.

In Pilsen kam es zum ersten Pilsner-Schluß am 12. Januar 1634. Als W. Ende December den Ausgleich, die Armee mit König Ferdinand den III. zu teilen, verschmäht hatte, wurde ein kais. Patent vom 24. Januar datirt, das Wallenstein „als gewesen“ bezeichnet; Ferdinand III. wurde bestelltes Generalhaupt und neue Heerführer wurden ernannt. In welcher Form der Befehl der Execution gegen W. gegeben wurde, dazu genügt, wie Hallwich sagt, die vorliegende Correspondenz trotz ihrer Reichhaltigkeit nicht! Der zweite Pilsner-Schluß (19, 20. Februar) zeigte schon große Lücken in den Anhängern W.s, „die Ratten verließen das Schiff.“ Am 18. Febr. wurde ein kais. Patent verfaßt, das W. nochmals seines Commando's entsetzte. Da Prag bereits verloren war, begleiteten ihn nur 3 von den Pilsnern Unterzeichnern nach Eger. Gewiß war W., als er Eger betrat, entschlossen, bis zum Aeußersten zu gehen, wenn sein letztes Anerbieten durch Breuner bei Hof nicht gehört werde, dieses aber lautete: „Der Kaiser erlaube ihm, sich zurückzuziehen und demselben die Armee zu überlassen.“ Hallwich bemerkt S. 180 über die Motive der Wallenstein Katastrophe:

„Man hat dieselbe von den verschiedensten Seiten her aus je einem einzigen Motive abzuleiten und darzustellen sich bemüht, ohne das Richtige zu treffen. Die zu lösende Frage wurde als ausschließlich hochpolitische oder als rein-militärische, dann wieder als eine nationale oder gar als bloße „Geldfrage“ hingestellt. Man unterließ selbst nicht ein pathologisches Moment als ausschlaggebend zu bezeichnen. Wallenstein's Untergang ist — ganz

abgesehen von dem Teil seiner Schuld, den nachzuweisen hier von selbst als unsere Hauptaufgabe dasteht — das Produkt einer Summe von Potenzen, deren keine unterschätzt werden sollte.“ Und so fügt Hallwich zum Schluß selbst noch ein Motiv bei, „Das Konfessionelle,“ das er aufs frappanteste darlegt. W.'s Voraussetzungen erfüllten sich. Bernhard von Weimar erntete die Frucht seines Herumziehens, der Krieg aber war nicht beendet und „nichts gewonnen, ob man noch zehn Victorias erkämpft;“ der Herauszug des spanischen Volkes statt „den Frieden zu facilitiren, bewirkte, daß Frankreich und andere aemuli sich darein mischten.“ Der einzige Frieden mit Sachsen kam zu Stande und im westphälischen Frieden werden 17 Jahre später Wallensteins Propositionen aus dem Lager von Heidersdorf über den Trümmern eines vormals mächtigen Reiches als die einzig mögliche Basis eines ewigen Friedens sanctionirt. — Aus dem kurz hier angeführten und dem bei Hallwich S. 174 gegebenen Resultaten wird wohl ersichtlich, in wie weit Hallwich die Wallensteinfrage der Entscheidung nahe gebracht. Wie immer auch ein glücklicher Fund, was kaum vorauszusetzen ist, die Frage noch alteriren könnte, die Säulen stehen fest, auf denen eine richtige Beurtheilung von W.'s ganzem Wesen in den entscheidenden Momenten ruht. Gleichzeitig sind aber in diesen Briefen, wie oben angedeutet, für die Geschichte des großen deutschen Krieges noch gar viele Schätze zu heben; für die militärische Geschichte, für die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten, für die Art der Kriegführung und die Finanzgeschichte, für die Politik und die geheimen Triebfedern der Begebenheiten finden sich höchst schätzbare Ausführungen, bei Hallwich tritt naturgemäß nur die große Haupt- und Staatsaktion in den Vordergrund. Eine so wertvolle Bereicherung der Wallenstein-Literatur wie Hallwichs Arbeit hat auch eine äußerlich wahrhaft glänzende Ausstattung gefunden. Ch.

P. Franz Focke: Aus dem ältesten Geschichtsgebiete Deutschböhmens. Eine geschichtliche Durchforschung des Elbe- und Eulau-Thales sammt Umgebung (von der sächsischen Gränze) von frühesten Zeit bis in die Gegenwart. I. Bd. Im Selbstverlag des Verfassers 1879.

Wir wollen gestehen, daß uns der langathmige Titel gegen das Buch einiges Mißtrauen eingeflößt hat, das sich jedoch bald nach Durchsicht desselben behob. Wir haben eine fleißig und gründlich gearbeitete Chronik gefunden, die ihrem Verfasser, dem geschichtsfreundlichen Pfarrer von Königswalde, alle Ehre macht. Können wir uns auch nicht mit Allem einverstanden erklären, was geboten wird, so freuen wir uns doch über den bedeutsamen Fortschritt, welcher durch das Fockesche Buch in der Lokalforschung des unteren böhmischen Elbethales und des Eulangebietes vollzogen wurde. Jeder, der sich auf diesem Geschichtsbereiche in Zukunft bewegt, wird in vorliegender Arbeit einen treuen und verlässlichen Rathgeber finden, während Focke selbst nur ungenügende Vorarbeiten benutzen konnte. Er ging — und hierin unterscheidet er sich vortheilhaft von den Verfassern der Mode gewordenen aber wissenschaftlich meist unbrauchbaren Heimatskunden — auf die Quellen zurück, und beherrscht dieselben, gedruckte und ungedruckte mit großem Geschicke. Die Archive von Tetschen, Eulau, Königswalde, die Kirchen- und Gemeindefregistaturen aller bezüglichen Dörfer wurden eingehend durchforscht und das vorgefundene Materiale umsichtig verwerthet. Die Wartenberger-Salhausner-Bünauer und Thun-Hohensteiner Perioden sind vornehmlich auf diesem sicheren Boden des archivalischen Quellenvorrathes ausgebaut. Fleißig zieht Focke auch die gedruckten Quellenwerke der böhmischen und sächsischen Geschichte an und sieht sich dies zu thun selbstverständlich für die älteste Zeit in den beiden ersten Capiteln veranlaßt. In diesem Theile stoßen wir denn auch auf manches Hypothetische, und würden wir besonders gegen die angenommene „Rückwanderung der Daleminger“ Bedenken hegen. Dagegen halten wir des Autors Gründe über die Lage des Lotharschlachtfeldes (1126) für sehr berücksichtigenswerth. — Höchst verdienstlich sind die kulturhistorischen Excurse über Kirche, Schule, Rechtsverhältnisse, Sitten und Gebräuche. Wohlthuend muthet die Freimüthigkeit an, mit welcher die Verhältnisse der Reformation und Gegenreformation behandelt werden. Man lese nur den

höchst anziehenden Abschnitt über die Exilierung derer von Bünau. Recht interessant ist der Nachweis altheidnischer Ueberbleibsel in der Gegenwart. Ob hiebei der Verfasser nicht manchmal wie z. B. in der Deutung des Wortes „Hain“ zu weit geht?

Dem ersten Bande soll noch ein zweiter folgen, von welchem uns der Inhalt mitgetheilt wird. In fünf Kapiteln will der Verfasser in demselben die Topographie, die Industrie, den Handel, wohlthätige Anstalten und Vereine und die Tetschner Schützengesellschaft behandeln. Wir freuen uns auf das baldige Erscheinen dieses Bandes, wodurch ein Werk von dauerndem Werthe beendigt wird. Würde dasselbe nicht sehr an Brauchbarkeit durch einen alphabetischen Index gewinnen?

L. S.

Dr. Clemens Borový: Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV. et XV. Sumtibus Pragensis doctorum theologiae collegii. Liber II. (1375—1388). Pragae 1878, Lexikal-Format.

In dem vorliegenden Werke haben wir es mit dem zweiten Bande der von Prof. Dr. Borový besorgten Ausgabe der libri erectionum des Prager Erzbistums zu thun. Den Inhalt desselben bildet das zweite Buch der I. e., in welchem sich die zwischen den Jahren 1375—1388 eingetragenen Urkunden befinden. Der erste Band des gen. Werkes wurde im 14. Jahrg. der „Mittheilungen, Piter. Beilage p. 17—19“ einer eingehenden Besprechung gewürdigt; daselbst finden sich die Licht- und Schattenseiten der Publication dieser so eigenthümlichen Geschichtsquelle Böhmens hinlänglich hervorgehoben. Da sich der Herausgeber der im ersten Bande eingeschlagenen Weise der Publikation vollständig anschließt, so fühle ich mich nicht genöthigt, die schon einmal angeführten Einzelheiten an dieser Stelle nochmals zu betonen. Auch diesmal befindet sich am Anfange des Werkes eine dürftige Vorrede, welcher sich ein Vocabularium, das mitunter sehr interessante Notizen birgt, anreihet. Es folgt dann der Abdruck der Urkunden und zum Schlusse des Bandes findet sich ein index locorum und der fleißig zusammengestellte index personarum. Namentlich durch den index personarum, der bekanntlich im ersten Bande fehlt, hat der Herausgeber dem Benutzer dieser Quellen viele Mühe erspart und durch die Anlage desselben gezeigt, daß er den in unserer Zeitschrift geäußerten Bedenken wenigstens in diesem Punkte Rechnung zu tragen sich bemüht. Entspricht die Herausgabe der I. e. wohl kaum allen Anforderungen, die man nach dem gegenwärtigen Stand der histor. Wissenschaften an sie zu stellen berechtigt ist, und lassen sich gewisse Mängel, vor Allem die zahllosen Textauslassungen, nicht entschuldigen, so muß dennoch die Publication dieser so wichtigen Quelle mit Freuden begrüßt werden und gewiß ist es der Wunsch vieler, daß die folgenden Bände in rascherer Aufeinanderfolge erscheinen mögen.

Dr. M. Fehsar: Die erlauchten Herren auf Nikolsburg. Eine geschichtliche Studie auf Original-Urkunden begründet. (S. 358). Wien 1879.

Monographien, welche dieses oder jenes Adelsgeschlecht zum Gegenstand ihrer Besprechung haben, und die auf ein reiches Urkundenmaterial sich stützen, das verständnisvoll verarbeitet ist, haben für die vaterländische Geschichte eine nicht gering anzuschlagende Bedeutung, sie zählen mit zu den Bausteinen, die der Historiker einer Provinz oder der gesammten Monarchie vielfach und auf das wertvollste zu verwerthen in die Lage kommt. Solche Arbeiten werden das Interesse selbst eines größeren Leserkreises in Anspruch nehmen, sobald der Verf. des historisch-kritischen Sinnes nicht völlig bar und ledig ist, und wenn er mit demselben eine entsprechende Darstellung verbindet. Die Liechtensteine, Rhevenhiller und noch manche andere Adelshäuser, deren einzelne Sprossen dem Staate oder der Kirche hervorragende Dienste geleistet und sich um das Gemeinwohl hoch verdient gemacht hatten, haben Geschichtschreiber gefunden, welche ihre Aufgabe auf eine anerkanntswürdige Weise lösten und deren Publicationen einen Ehrenplatz in

der historischen Literatur unseres Vaterlandes einnehmen. Mit der Hoffnung eine ähnliche Arbeit vor mir zu haben, griff ich nach dem oben angeführten Buche, erwartete ich doch neue Aufschlüsse über die Herren auf Nikolsburg zu erhalten, welches den in der Geschichte unseres Vaterlandes so hervorragenden Riechtensteinen und Dietrichsteinen gehörte; ich sah mich aber leider bitter enttäuscht. Dr. Fehsar ist sicherlich ein ausgezeichnete Priester, aber es ist eben so gewiß, daß er das Zeug zu einem Geschichtsforscher und Historiker nicht besitzt. Von historischer Kritik ist in dem Buche auch nicht die leiseste Spur zu finden, die Darstellung ist eine unsäglich breite, jeden Augenblick von dem eigentlichen Thema weit abschweifende, seine Helden scharf zu zeichnen, ist nicht seine Stärke.

Da ich mich verpflichtet fühle, die schwerwiegenden Vorwürfe auch nachzuweisen, so wird die Besprechung des Werkes mehr Raum in Anspruch nehmen, als ich im gewöhnlichen Falle verantworten könnte. Die Arbeit, welcher sowol eine Inhaltsangabe, als auch ein Sach- und Namenregister fehlt, zerfällt in zwei Abtheilungen, die überschrieben sind erstlich mit „Riechtensteine“ (S. 31—82), zweitens in „Dietrichsteine, Herren auf Nikolsburg“ (S. 83—358). Sie beginnt mit einer wenige Zeilen umfassenden Zeichnung der Umgebung von Nikolsburg, hierauf führt uns der Verf. zurück bis in die keltische Zeit und zählt sodann die mährischen Fürsten von Bretislav bis Ottokar II. auf, welche die Herren der Burg waren. Schon in dieser Einleitung werden gar manche zur Sache nicht gehörige Mitteilungen eingeflochten.

Durch die bekannte Urkunde des Markgrafen Přemysl Ottokar kam 1249 Nikolsburg an die Riechtensteine. Daß der Tag von Triesensee und die Ueberredungskünste des böhmischen Königs Wenzel I., der um den österreichischen Herzogshut für seinen Sohn geworben haben soll, vom Verf. noch immer betont werden, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen, eben so wenig, daß er nicht weiß, daß Ottokar II. auch nach Lichnowsky von gar manchem und viel bedeutenderem Historiker richtig beurteilt worden ist und daß der König von den heutigen Geschichtschreibern keineswegs auf Kosten Rudolfs von Habsburg herabgesetzt wird. Nach des Verf. Meinung müssen die Ungarn noch 1304 Heiden gewesen sein, da „um diese Zeit die Böhmen einen Kreuzzug nach Ungarn“ unternahmen. Dort, wo er von Hartneid von Riechtenstein (1312—1350) berichtet, erzählte er eine Druckseite lang im Texte, daß dormalen die Gymnasialschüler Nikolsburgs jährlich einen Ausflug in die „Klaufe“ machen. Zur Mittagszeit „lagert sich Alles, Jung und Alt, Weiblein und Männlein, Student neben dem Lehrer auf das grüne Gras u. s. w.“ Johann von Riechtenstein (1459—1473) war vermählt mit Bertha von Rosenberg, selbstverständlich läßt sich der Verf. die Gelegenheit nicht entschlüpfen, die Sage von der weißen Frau breitspurig zu erzählen, die Rosenberger führen ihn nach Hohensfurt und bis in das 13. Jahrhundert zurück, in der weiteren Erzählung kommt er in einer umfangreichen Anmerkung auf den gegenwärtigen verdienstvollen Director J. Kroner in Budweis, auf den jetzigen Prälaten des Stiftes Hohensfurt und den ihm zur Seite stehenden „sanktmüthigen Prior Placidus Bohusch“ zu sprechen. Gegen diese Weiterschweifigkeit sticht die Kürze ab, mit welcher (nicht ganz zwei Zeilen) der Krieg zwischen Georg Podiebrad und Mathias von Ungarn erwähnt wird, der Name des Letzteren verleitet ihn in einer ziemlich langen Note mitzuteilen, daß die Türken „34 (!) Werke“ aus der Bibliothek des Corviners geraubt hätten, die 1877 vom Sultan ausgeliefert und durch seinen namentlich angeführten Adjutanten dem Rector der Pester Universität übergeben worden sind. — Christoph III. von Riechtenstein verkaufte 1560 die Herrschaft an den Ungar „Ladislav von Kereczin und Kaniafeld oder Kereczyni;“ Nikolsburg ist seitdem für die Riechtensteine verloren.

Nach dem kinderlosen Tode Christophs von Kereczin, Sohn des Ladislav, zog Maximilian 1572 die Herrschaft ein und verließ sie lehnbar, dann 1575 erblich an den Freiherrn Adam von Dietrichstein. Nun muß wieder der Leser die höchst unkritische Geschichte dieses Geschlechtes bis auf den genannten Adam herab mit in den Kauf nehmen. Dasselbe soll eine Seitenlinie der im Hauptstamme mit den Söhnen der heil. Gemma ausgestorbenen Grafen von Friesach und Zeltschach sein, oder gar von dem „König“ Swatopluk von Mähren abstammen. Der Verf. mutet uns zu die breitspurige Erzählung von Reimbert III. und seinem Sohn Otto zu lesen, der als

Sklave in den Gärten des Sultans von „Konien zwei Gartenmesser an den Bäumen vollends abgenützt hat,“ eine Erzählung, welche den Stempel der Kritiklosigkeit an sich trägt, und für die er als seine Quelle „die Monografie des Klosters Offiach, Wien 1833“ anführt. — Die Schlacht bei Lepanto ist, was wir bisher nicht wußten, auch für das erlauchte Haus Dietrichstein für immerwährende Zeiten merkwürdig, denn „bekanntlich haben die Gebete des Papstes Pius V. und nach spanischen Urkunden auch das Gebet der Schwägerin des Reichsfreiherrn Adam von Dietrichstein (Katharina Herzogin von Kordona) zum Siege der Christen über die Türken bei Lepanto viel beigetragen“. Katharina hat, noch bevor Don Juan zur Flotte abgegangen war, ihm den Sieg vorhergesagt „was ihn zwar sehr tröstete, wovon aber der kluge Prinz zur Vermeidung mancher Uebelstände bis nach der Erfüllung der Prophezeiung nichts entdecken wollte.“ Liest man die lange und umständliche Schilderung der Gebete und Kasteiungen der herzoglichen Schwägerin, dann muß man sich über die Kurzsichtigkeit der Historiker haß wundern, welche bisher den Sieg dem Feldherrntalente des Prinzen und der Tapferkeit seiner Mitstreiter zuschrieben; von nun an wird gewiß Niemand ansehen, die Herzogin Katharina, welche in dem vom Kriegsschauplatze weit entfernten Spanien betete, als die eigentliche Siegerin zu preisen. — Die „Schismatiker“ des 16. Jahrhunderts veranlassen den Verf. bezüglich der religiös-kirchlichen Zustände bis in das 9. Jahrhundert zurückzugreifen, bis er auf die Wiedertäufer zu sprechen kommt; darauf macht er wieder einen kühnen Sprung in das 15. Jahrhundert zurück, berichtet, daß Hus durch die von Hieronymus aus England mitgebrachte Schrift, den „Triialogus,“ zum Abfall von der Kirche bewogen wurde, er „griff sofort die Geistlichkeit an und zog durch Aufregung der niedrigsten Leidenschaften den Pöbel auf seine Seite u. s. w.“ Dem Herrn Canonicus fehlt es sowol an einer tieferen Kenntnis der Kirchengeschichte, als auch an einer höheren Auffassung derselben. — Žižka starb 1424 im Feldlager bei Schönfeld nächst Pribislau; die Umpflügung des fünf Schritt langen und breiten Raumes, wo sein Zelt stand, ist den Kindern und Pflügern gefährlich; denn wie man der auf S. 134 befindlichen, eine halbe enggedruckte Seite langen Anmerkung entnimmt, sterben die ersteren an der Pest, die letzteren verwunden sich an „hervorragenden Steinen“ das Schienbein. — Daß zwei Priester, die der Herr von Nikolsburg sich von dem Bischof Stanislaus Pawlowstky zur Bekehrung seiner schismatischen Unterthanen erbat, dem Guts Herrn nicht zusagten, da „sie nicht den äußeren Anstand bewahrten,“ finden wir eben so wenig bemerkenswert, als daß der Bischof schließlich die beiden strafte. Diese Mitteilung ergreift der Verf. bei den Haaren, um in einer Note „Ehre und Dank dem gegenwärtigen vielfach verkannten Minister des Kultus von Stremayer“ darzubringen, „dessen gründlich wissenschaftliche Bildung gepaart mit echter Religiosität nur solche Priester für die Bischofsstühle Sr. k. k. apost. Majestät in Antrag bringt, welche wie der Bischof St. Pawlowstky — geeignet sind, das Hirtenamt nach dem Geiste Christi zu verwalten.“ — Philipp III. von Spanien war, wie wir S. 146 lesen, „eine Zierde des spanischen Thrones.“ — Denn „als er auf dem Sterbebette lag und fühlte, daß die traurige Nacht heranrückte, wo Niemand mehr wirken kann, da rief er wehmüthig aus: O wie wol wäre mir jetzt, wenn ich nicht ein mächtiger König, sondern ein armer Einsiedler wäre! u. s. w.“ — Der Kardinal Dietrichstein hatte sich in Nikolsburg eine Loretto-Kapelle bauen lassen; wie vorauszusehen ist, wird an diese Notiz die ganze Loretto-Legende angeknüpft; der Verf. hat schließlich die Güte Jedermann frei zu stellen, daran zu glauben oder nicht. Die Kirche hat die Uebertragung des Hauses nicht als eigentlichen Glaubenssatz aufgestellt. Wenn man jedoch die Menge von Zeugen für die Wahrheit dieser Begebenheit — u. s. f. erwägt, „so wird dies Wunder nicht ungläublich erscheinen.“

Noch genug der Citate, die ins Maßlose vermehrt werden könnten, sie werden genügen, mein oben abgegebenes Urteil über das Buch zu bekräftigen. p.

Wilh. Edl. von Janke: Rudolf von Habsburg und die Schlacht bei Dürnkrut am Marchfelde (S. 68) Wien 1878.

Dieses schön ausgestattete, Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzoge und Kronprinzen Rudolf gewidmete Schriftchen verdankt der sechshundertjährigen Gedenkfeier der am 26. August 1278 geschlagenen Schlacht auf dem Marchfelde sein Entstehen. Es basiert, wie das Vorwort berichtet, „auf das ausgewälteste edirte Quellenmaterial“, zu welchem, wie der beigefügten Note zu entnehmen ist, „Lorenz, Kopp, Kurz, Buchner, die Oestr. Milit. Zeitschrift u. a. m.“ zu rechnen sind. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß sich einzig und allein mit Hilfe der vorzüglichen „deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert“ von D. Lorenz eine lesbare, kurzgefaßte Geschichte des Habsburgers und eine Schilderung der Schlacht von Dürnkrut zusammenstellen läßt, und eine solche hat der Verf. geliefert.

In einer kurzen Einleitung werden Rudolfs Abstammung und Erlebnisse bis zur Königswahl, sodann sein Bruch mit dem Böhmenkönig und der Friede von 1276, hierauf Ottokars neue Rüstungen und die Concentrirung der beiderseitigen Streitkräfte dargelegt. Das Heer des deutschen Königs wird mit etwa über 30.000, des böhmischen mit 42.000 Mann veranschlagt. Ueber die Schlacht auf dem Marchfelde ist, wie auch von Janó anerkannt „das meiste und richtigste militärische Verständniß“ bei D. Lorenz anzutreffen, ihm folgt der Verf. vornehmlich.¹⁾ Die Stellung der beiden Armeen, die einzelnen Momente der Schlacht und ihr Ausgang sind anschaulich geschildert. Daß der in der Schlacht in ungarische Gefangenschaft geratene Sohn Ottokars Marellin geheißene habe, kann der wißbegierige Leser der Ann. auf S. 43 entnehmen; wir waren bisher der Meinung, daß er Nikolaus (Später Herzog von Troppau) genannt worden sei.

φ.

Zweite Gesandtschaftsreise des Grafen Hermann Czernin von Chudenic nach Constantinopel im Jahre 1644. Neuhaus. Landstraß.

Im gräflich Czernin'schen Archiv zu Neuhaus befindet sich das Tagebuch des Grafen Czernin, genannt „Türklein“ wegen seiner durch specielle Bekanntschaft mit dem Orient vermittelten Kenntniß des orientalischen Lebens. Im Jahre 1616 trat der Graf seine erste Reise in diplomatischer Hinsicht im Auftrage des Kaisers Mathias an; das Tagebuch, deutsch geführt von seinem Secretär Wenner, bietet wenig Interessantes, aber das zweite Tagebuch einer Gesandtschaftsreise im Jahre 1643 im Auftrage Kaiser Ferdinands III., also zur Zeit des 30jährigen Krieges, wo die Kaiserlichen unglücklich gegen Torstensohn kämpften, wo Rakocz, des Sultans Basall, sich erhob und die Türken kampfbereit zum Einfall im türkischen Ungarn bereit standen, bietet größeres Interesse. Es gelang dem tüchtigen Diplomaten, den Sultan zum Frieden zu bringen; Rakocz mußte Ruhe halten, und der hegende venetianische Gesandte wurde zum Schweigen verwiesen. Das Tagebuch ist vom Grafen selbst in böhmischer Sprache geschrieben und in vorliegender Brochüre übersetzt. Im Anhange folgen einige wichtige Urkunden, z. B. die kaiserliche Instruktion zc. Die Reise von Wien auf der Donau hinab erzählt nicht viel Wichtiges; in Pest besuchte der Graf das türkische Lager, „welches ich zum Erstaunen ordentlich aufgestellt fand, von der Keulichkeit darf man gar nichts schreiben, weil es kein Christenmensch glauben würde, welche Ordnung und Keulichkeit sie uns gegenüber halten; freilich das Backschischgeben hörte nicht auf; denn jeder, der nur existiert, verlangt und will Geld. Wir müssen Haare lassen, während sie uns nichts geben als räucherigen Scherbet zc.“ Todkrank kam der Graf nach Constantinopel, und nun lesen wir an jedem 2. oder 3. Tag die Notiz: der Sultan ritt mit dem Henker durch die Stadt und ließ so und so viel strangulieren, oder: er ließ so und so viel pfählen, oder auf die Haken werfen, speißen, sacken, köpfen. Dem Sultan persönlich aufwartend, und unwirsch aufgenommen, mußte Czernin durch seine Ruhe dem Sultan zu imponieren; in des Sultans Zimmer noch packten die Eauschen den Grafen und verfahren mit ihm wie die Henker; bei der Audienz zogen die Kapidschi-Baschi ihn mit Gewalt zu Boden;

1) Vergl. D. Lorenz in der Sybelschen Zeitschrift 42. Bd. S. 380.

damit er dem Sultan eine tiefe Verbeugung mache; dies war früher nicht beim Vater des Sultans der Fall gewesen. Graf Czernin beklagte sich auch über diese Behandlung, der Großvezier entschuldigte sich und den Sultan, und schob die Schuld auf die Unwissenheit der Untergebenen. Man sieht, an Schlaueit hat es den Barbaren nicht gefehlt. Auch seine Dienerschaft gab dem Grafen viel zu schaffen; bald mußte er den Hofmeister, bald den Tafelbedcker wegen „täglicher Besoffenheit und Streitigkeiten“ entlassen. Für die Zustände im türkischen Reich und die Culturverhältnisse im Osten bietet der Brief manchen interessanten Beleg. Der Graf ist ein treuer Diener seines Herrn und ein frommer Sohn seiner Kirche. Er wußte sich in seiner Stellung Respekt nach allen Seiten zu verschaffen, erhebt sich aber sonst über seine Zeitgenossen, wie aus dem Tagebuche hervorgeht, nicht im Geringsten. Die beigelegten Urkunden in ihrem vertrakteten Kanzleisil sind für die ungarischen Verhältnisse von Wert, ebenso geben sie einen Einblick in den äußeren Pomp und die Botschafteransprüche jener Zeit. Ch.

Egerer Jahrbuch. 1879. IX. Jahrgang. Redigirt von Georg Gschihay. Eger, Kobritsch und Gschihay.

Der **Egerbote** mit der Jahrbuch **Comotovia.** 1879. V. Jahrgang. Redigirt von Ant. Aug. Naaf. Komotau, Brüder Butter.

Die neuen Jahrgänge dieser beiden Kalender reihen sich recht würdig ihren Vorgängern an. Der Landmann und Bürger des nordwestlichen Böhmens findet in beiden wieder Manches, was ihm zur Belehrung gereicht, die er gewiß mit angeregtem Interesse empfangen dürfte, da sich dieselbe wie sonst zumeist auf das Gebiet der Localgeschichte seiner Heimath bezieht. Darin liegt auch der Hauptwerth der beiden Jahrbücher! Der Unterhaltungsstoff in denselben könnte — mit Ausnahme der „Poesten“ und einer Novelle von reizvoller Einfachheit „Gold und Eisenbein“ von Constanze Monter in der „Comotovia“ und der in beiden mitgetheilten Sagen — etwas ausgewählter und gehaltvoller sein! Die werthvollsten Gaben des „Egerer Jahrbuches“ sind der von Dr. Mich. Urban gelieferte Beitrag zur Geschichte Deutschböhmens, die nach Quellen bearbeiteten „Denkwürdigkeiten der Stadt Sandau“, welche die Zeit von 1197 bis zur Gegenwart umfassen, die 13 von Heinr. Gradl im Dialecte mitgetheilten egerländischen Sagen („Soghi maala“), und vor Allem der hochinteressante zweite Theil der schon im vorigen Jahrgange begonnenen Studie „Die Urzeit des Egerlandes“ von Heinr. Gradl, welcher den „Einbruch des Slaventhums“ behandelt. Im Vorjahr hatte Gradl seiner Skizze eine Wasserkarte des Egerlandes in der primären Periode beigegeben; diesmal orientiren wir uns auf einer Karte des slavischen Egerlandes.

Die „Comotovia“, die sich wie sonst durch eine schöne Ausstattung empfiehlt, bringt zwei gewiß sehr vielen Lesern willkommenene, populär gehaltene geschichtliche Skizzen: „Die Cur- und Badestadt Karlsbad“ und zwar die Geschichte ihrer Gründung und Entwicklung bis zum Ausgange der Carolinischen Periode von Ant. Aug. Naaf und die Fortsetzung eines Aufsatzes der „Comotovia“ (IV. Band) die „Geschichte der Burg und Stadt Elbogen“ unter der für die Bewohner drangsalvollen Herrschaft der Familie Schlick von Fr. Bernau, welcher Aufsatz allerdings durch die inzwischen durch Schlesinger herausgegebene „Chronik von Elbogen“ die nothwendige Correctur erfährt. Der biographische Theil des Jahrbuches ist recht reichhaltig. In demselben finden wir die warm geschriebene Lebensskizze des vielverdienten Med. Dr. Freiherr Josef von Löschner von A. A. Naaf und eine biographische Miscelle, Philippine Welsler in Böhmen von Fr. Bernau. Das biographische Blatt, das Margaretha Halm ihrer Musenschwester Johanna Leitenberger widmet, hätte vor der Veröffentlichung einer strengen Correctur durch den Sprachlehrer bedurft! Ich bezeichne hier nur die merkwürdigen Sätze: „Drei Jahre flogen rasch dahin als Erzieherin einer jungen Nichte“, „Sie übersiedelte nach Unter-Steiermark nur dem Hause und der Pflege ihrer Tochter lebend!“ — Eine Zierde des Kalenders, die wol gewöhnlich diese Art der Literatur sowol im Sinne des „multa“, als auch in dem des „multum“ nicht aufzuweisen

hat, ist das Album der Poesien, in dem mehrere Namen verzeichnet sind, die guten Dichterklang haben, wie: Robert Hamerling, Fercher von Steinwand, Constanze Monter u. a. — Aus dem übrigen reichen Inhalte des Jahrbuches verdienen noch die Urkunden-Beiträge zur Geschichte der Gerichtsbarkeit der Böhme in Eger, die A. A. Naaf dem Leser aus dem Nachlasse Urbans von Urbanstädt bietet, besonders hervorgehoben zu werden. Joh. Neubauer.

Dr. A. Thurnwald, Professor am Lehrer-Pädagogium in Wien: Beiträge zur Geschichte der Pädagogik in Deutsch-Oesterreich. (Wien 1878. C. Gräfer).

Der Verfasser vorliegender Arbeit will „aus der Blüthezeit des österreichischen Volksschulwesens unter Maria Theresia und ihrem kaiserlichen Sohne Josef II. die pädagogisch-literarische Wirksamkeit zweier Schulmänner vorführen, deren Namen in unseren Tagen leider verschollen sind“: Amand Schindler und Franz Anton Gahcis, Ersterer nach mancherlei Erlebnissen durch die Gunst hoher Kreise, die diesmal einen Würdigen trafen, Direktor der Normalschule in Prag. Die Auszüge, die Thurnwald aus den Schriften dieses Mannes bringt, zeigen, daß man schon im vorigen Jahrhundert stellenweise das Richtige getroffen. Die eigenen Betrachtungen Thurnwalds historischer und methodischer Natur sind nicht ohne Interesse. Er meint, Schindlers Name verdiene der Geschichte der Pädagogik einverleibt zu werden, denn er habe Mustergiltiges für seine Zeit geleistet und manches schöne Wort gesprochen und manchen guten Vorschlag gethan, die beide auch in unseren Tagen sehr beherzigenswert sind. Fr. Anton Gahcis, der offenbar Kants Einfluß schon in seinem formalen obersten Grundsatz der Unterrichtskunst zeigt, ist eine ebenso tüchtige pädagogische Natur; Gahcis war auch ein fruchtbarer Schriftsteller. Uebrigens glauben wir, dürfte Thurnwald bei fleißiger Nachsuche noch manchen tüchtigen Pädagogen aus der alten Zeit finden, wie er ja mitten in der Erzählung von Gahcis Thätigkeit schon den Valentin Stätter entdeckt mit seinem „selbst den Pädagogen vom Fach“ unbekanntem Buch. Die Schriftstellerei in jenen Zeiten und auf diesem Gebiete traf meistens taube Ohren, an praktisch-tüchtigen Pädagogen hingeyen hat es auch in der alten Zeit nicht gefehlt. Ch.

Dr. A. Thurnwald, Professor am Lehrer-Pädagogium in Wien: Fürstbischof Vincenz Eduard Milde als Pädagoge. (Wien 1877. Carl Gräfer).

Diese Jubiläumsschrift stellt sich die Aufgabe den Erzbischof Vincenz Eduard Milde als Pädagogen auf ein würdiges Piedestal zu stellen. Sein Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde zum Gebrauch der öffentlichen Vorlesungen ist völlig frei von jeder konfessionellen Färbung und stand lange im Ansehen. Der Wiederentdecker von Mildes Leistungen ist Dittes. Der Verfasser gibt nach einer biographischen Einleitung die Grundzüge von Mildes Erziehungskunde in 7 Abschnitten und es ist ihm vollständig gelungen, den trefflichen leider trotz hoher Ehren auch verkannten Mann als einen ausgezeichneten und freisinnigen Pädagogen, der für seine Zeit ein epochemachendes Werk geschrieben, nachzuweisen. Ch.

Dr. Moïse Franz Paul Nowak: Vom Ursprunge der Quellen. Prag 1879.

Vorliegendes aus der unseren Leserkreisen längst sehr gut bekannten Feder des Herrn Sanitätsrathes Dr. Paul Nowak stammendes Werk, in welchem die Resultate einer 35jährigen genauen Beobachtung und tiefen Forschung niedergelegt sind, erregte durch sein kurz nach dem Eintritt der für Dux und Teglitz momentan so verhängnißvollen Katastrophe das regste Interesse aller Fachgenossen.

Der Verfasser führt uns in der Einleitung seines in neun Vorträgen niedergeschriebenen Werkes in das Jahr 1877 zurück, in welchem Dr. Otto Volger in der Hauptversammlung des Vereines deutscher Ingenieure zu Frankfurt a/M. das Thema „über die wissenschaftliche Lösung der Wasserfrage mit Rücksicht auf die Versorgung der Städte“ erörterte und durch seine heftigen Angriffe auf die bis jetzt allgemein und allerorts gelehrte Durchsickerungstheorie derselben jeden Boden weiterer Existenz entzogen zu haben glaubte.

Wohl hatte Dr. Volger in seinem Vortrage der modernen Quellentheorie arg zugelegt, hatte die sichere Ueberzeugung, mit allen bereits auch von anderen Gelehrten vorgebrachten Argumenten dieselbe beseitigt zu haben, doch bei der Frage, welche Theorie soll nun jetzt die Quellsucher leiten, nichts Besseres an die Stelle zu setzen vermocht, ja die von ihm aufgestellte Quellentheorie stand der gegenwärtigen im Vielen sogar nach.

Der Inhalt des Werkes selbst zerfällt in 2 Theile, von denen der erste in 4 Vorträgen bestehend die moderne Quellentheorie einer scharfen Kritik unterzieht, während im II. Theile selbst in 5 Vorträgen die neue Quellentheorie ihrem Wesen nach geschildert und durch beigelegte Beispiele motivirt wird. Folgen wir dem Gedankengange des Autors bei seiner kritischen Beleuchtung der modernen Quellentheorie.

Herr Cornelius behauptet in seiner Meteorologie (Halle 1863), daß das Wasser, welches aus der Erde quellenförmig hervortritt, aus der Atmosphäre stamme, aus welcher der hier stets vorhandene Wasserdampf in Form von Nebel, Regen, Schnee &c. auf die Erde niedergehe. Die Erde nimmt dasselbe auf und zwar läßt ein Gebirge umsomehr Regenwasser eindringen, je klüftiger es ist, eine je größere Oberfläche es hat. Diese Wasser sickern so tief, bis sie ein Hinderniß finden, bis sie auf eine Schichte treffen, welche das Wasser nicht durchsickern läßt und dasselbe nach hydrostatischen Gesezen seitlich ausfließen muß, welcher Austritt als eine natürliche Quelle anzusehen ist. So durchziehen das Innere unserer Erdkruste unzählige Wasseradern, die in größere Tiefe der Erde sich verlieren, oder aber zu mehreren sich vereinigend ein sogenanntes „Wurzelsystem“ einer bestimmten Quelle bilden. Dieselben Anschauungen über den Ursprung der Quellen entwickelt Prof. Gustav Bischof, wenn er auf die beim Bergbau gemachten Erfahrungen hinweisend, wie die auf dem Gebiete der Geologie errungenen Resultate in der Kenntniß der einzelnen Gebirgsformationen und die beim Auffuchen von artesischen Brunnen festgestellten Thatfachen berührend apodiktisch behauptet: „Die Meteorwasser, Regen, Schnee, Thau u. s. w. das Wasser der Bäche, der Flüsse, der Seen und des Meeres, das schmelzende Eis der Gletscher sind die Gewässer unserer Erde, aus denen die Quellen entstehen.“ Hr. Prof. Eduard Sueß schließt sich genannten Ansichten eng an, wenn er im Jahrbuch der k. k. geolog. Reichsanstalt 1864 Bd. XIV. S. 420 in gedrängter Kürze über den Ursprung der Quellen sich dahin ausspricht, daß jede aus dem Boden hervorkommende Quelle ihre Entstehung den feuchten Niederschlägen verdanke, die aus der Atmosphäre kommen. Edmund Mariotte, der berühmte Physiker und Mathematiker, kam durch zu Ende des 17. Jahrhunderts gegen die moderne Quellentheorie von Seiten eines de la Hire, Perrault & Sebileau erhobene Einsprüche aufmerksam gemacht, mittelst Berechnung der jährlichen Regenmenge im Stromgebiete der Seine und der beim Pont-neuf zu Paris vorbeistießenden Wassermenge der Seine zu dem Schlusse, daß dem im Stromgebiete der Seine jährlich niedergehenden atmosphärischen Wasser die Seine nur ein Siebentel entführe, während die übrigen 6 Siebentel theils auf Verdunstung, theils bei Einsickerung in den Boden auf Verbrauch seitens der Thier- und Pflanzenwelt entfallen. Die Einsickerung des Wassers in den Boden erfahre keine Schwierigkeiten und finde je nach der Bodenbeschaffenheit, der größeren oder geringeren Zerklüftung der Erdoberfläche, im größeren oder geringeren Maße statt. Diesen für die Richtigkeit der modernen Quellentheorie so sprechenden Mariott'schen Beweisen, schloß sich im vorigen Jahrhundert durch ähnliche Arbeiten geleitet Dalton in Manchester an, welcher durch Berechnung der Wasserabflüsse und durch auf die Verdunstung Bezug habende Experimente zu demselben Resultate gelangte. Mit den Arbeiten dieser beiden Männer war für die Verbreitung der Durchsickerungstheorie bis in unsere Zeit der Boden gebiet und wird dieselbe zur Jetztzeit noch von den hervorragendsten Fachmännern als die einzige richtige anerkannt und wie oben bereits dargethan wurde, eifrig vertheidigt.

Fragen wir uns jedoch sind die Prämissen genügend, um aus ihnen zu obiger Schlussfolgerung zu gelangen? Hat Mariotte nachgewiesen, welche Menge atmosphärischen Wassers der Verdunstung anheimfällt und welches Quantum des meteorischen Wassers von Thieren und Pflanzen consumirt wird? Kann nicht auch das 7te Siebentel des im Stromgebiete der Seine

niedergehenden Regenwasser der Seine entzogen und für die Verdunstung und Consumption der Organismen verwendet werden? Woher wird dann die Seine gespeist? Berghaus (Länder und Völkerkunde II. Bd.) lehrt uns das Verhältniß der Wasserausgabe zur Wassereinnahme im Stromgebiete des Rheins als 1 : 1 $\frac{1}{3}$ kennen. Hier müssen sich Vegetation und Thierwelt einschließlich der Verdunstung mit dem vierten Theile der Wasserniederschläge begnügen. Die Wasserabfuhr der Nawa in den Finnischen Meerbusen beträgt $\frac{2}{3}$ der jährlichen Regenmenge. So wechseln die verschiedenen Flüsse bezüglich des Verhältnisses der Regenmenge in ihrem Stromgebiete und ihrer Wasserabfuhr; ja Waldrich erwähnt der Salzach als eines Flusses, welcher in Gemeinschaft mit der Muhr, Enns, Traun im Durchschnitt jährlich mehr Wasser abführt, als die gesammte im Stromgebiete erfolgende Niederschlagsmenge atmosphärischen Wassers beträgt. So läßt sich also die Mariott'sche aus der Vergleichung der jährlichen Regenmenge mit der jährlichen Wasserabfuhr durch die Seine gewonnene Schlußfolgerung nicht verallgemeinern, ebenso wenig, wie die Dalton'schen auf die Verdunstung Bezug nehmenden Experimente eine Anwendung auf die so vielfach wechselnden Verhältnisse in den verschiedenen Stromgebieten gestatten. Vielleicht erlangen angeführte Thatsachen eine mächtige Stütze in dem Verschwinden vieler Bäche und Flüsse und dem in tieferen Orten erfolgenden Austreten derselben? Auch dies ist nicht der Fall, weil diese versunkenen Flüsse, dort wo sie wieder zu Tage treten, häufig wasserreicher sind, als an der Stelle, wo sie versinken. Für die Einsickerung meteorischer Wässer spricht noch keineswegs die in Bergwerken und Höhlen vorhandene oft sehr große Feuchtigkeit, da Frau Hugi vor 48 Jahren in seinen Mittheilungen aus den Alpen einiger Erscheinungen gedenkt, die nichts weniger als auf eine centripetale Einsickerung schließen lassen. Aus einem in der Nähe des Oheraargletschers gelegenen 50' hohen, 15' breiten und 25' langen kahlen Granitblock ohne Spuren jeglicher Verwitterung entsteigt an der Nordostseite eine Quelle; dergleichen ist der südliche Abhang des Zinkenstockes auf geringer Flächenausdehnung der Sitz von hundert ähnlichen Quellen, wovon einige wiederum aus Granit entspringen. Am nördlichen Abhange, wenn auch seltener, treten ebenfalls aus Granit derartige Quellen zu Tage. Eine von diesen führte zur Entdeckung eines berühmten und ergiebigen Kryttalgewölbes aus festem Granit, welches, wiewohl nicht die geringste Spur von Klüften und Spalten zeigend, also gegen Einsickerung von Außen geschützt, dennoch stets an Decke und Wänden neue Tropfen ansetzt. Die dritte Rechnungsgröße, die Consumption des atmosphärischen Wassers durch die organischen Wesen endlich, ist in den verschiedenen Stromgebieten sehr verschieden, daher für eine Verallgemeinerung oben ausgesprochenen Falles ganz unverwendbar. Wie steht es mit dem Beweise von dem Ursprung der Quellen nach der modernen Quellentheorie bei der Zuhilfenahme von den „bergmännischen Erfahrungen?“ Bei regnerischem Wetter „haben Bergleute in Kohlengruben und anderen Bergwerken von herabträufelnden Wässern viel zu leiden,“ werden gemauerte Keller von oft großer Tiefe derartig naß, daß das Wasser von ihren Wänden tropft. Schon vor nicht einem halben Jahrhundert wurde constatirt, daß alles Tiefengestein mehr oder weniger naß sei, selbst dasjenige, welches scheinbar trocken ist, wurde durch Delesse' genaue Studien als von Wasser durchtränkt gefunden, auf welche Studien auch Delesse nebst Oberflächenwässer ein unterirdisches Wasser annahm, das in je größeren Tiefen in desto größeren Mengen sich vorfinde. Ist also die Behauptung gestattet, daß alle Grubenwässer Durchsickerungswässer sind? Es fragt sich woher das Wasser in die Bergwerke eindringt, wenn, wie Kant berichtet, trotzdem kein Wasser in die Oeffnungen derselben eindringen kann, die Bergleute bei regnerischem Wetter wegen zu stark eintretender Nässe zum Verlassen der Schächte und Stollen gezwungen werden? Worin findet die Thatsache ihre Erklärung, daß gerade die Gesteinschichten größerer Tiefen von Wasser mehr durchtränkt sind, wogegen nach der modernen Quellentheorie gerade die der Oberfläche zunächst gelegenen es sein sollten? Nimmt man zu den von der „Geognose“ gemachten Erfahrungen von wasserdurchlassenden und für Wasser undurchdringlichen Schichten seine Zusucht und theilt man die Ansicht, alle Sickerwässer sammeln sich auf dem Grunde einer für Wasser nicht passibaren Schichte, so muß uns die von Shaw berichtete Thatsache geradezu

in Erstaunen setzen, derzufolge die Bewohner von Wad-Keagh in Algerien behufs Auffindung von Trinkwasser eine gerade für Wasser gänzlich undurchdringliche feste Schiefer-*Schiefer*schichte durchbrechen müssen, wollen sie unmittelbar unter derselben mit sicherem Erfolge das gesuchte Trinkwasser, welches mit großem Druck nach Oben strebt, auffinden. Ähnliche den Behauptungen der modernen Quellentheorie entgegenstehende Verhältnisse zeigen sich im Staate Modena, woselbst auf der viele Meilen sich erstreckenden Ebene alle Brunnen in circa 120' Tiefe unter einem in Mächtigkeit wechselndem sogenannten Zechstein erhohrt werden müssen. Wir gelangen also hier wie in vorerwähntem Falle gewissermaßen zu einem „unterirdischen See,“ der durch die unmittelbar darüberliegende Gesteinschicht gespannt und nach Oben abgesperrt ist. Sind dort, wie hier, oder bei der Erbohrung von artesischen Brunnen in der an Regen so armen östlichen Sahara die geologischen Verhältnisse darnach angethan, die mächtigen Wasseransammlungen als durch meteorische Niederschläge auf einer für Wasser undurchdringlichen Schichte nach hydrostatischen Gesetzen zusammengegedrängte Wassermassen zu erklären, dem entgegen einerseits die horizontale Lagerung der Schichten, welche nur in sehr großer Entfernung zu Gebirgen sich aufstauen, andererseits der Umstand anzuführen wäre, daß besonders in der Sahara-Wüste die Regenmenge eine sehr geringe ist gegenüber den durch Erbohrungen artesischer Brunnen aufgeschlossenen Wassermengen? (Fortsetzung folgt.)

N. N. Naaff: Die Dux-Teplitzer Gruben- und Quellen-Katastrophe v. J. 1879, auf Grund authentischer Quellen dargestellt. Leipzig 1879.

Der den Lesern der „Mittheilungen“ bekannte Verfasser hat sich die gewiß nicht leichte Aufgabe gestellt, in dem vorliegenden Buche alle, auf das nunmehr gewendete Doppelunglück zu Dux und Teplitz Bezug habenden Details, von denen manche bislang noch wenig oder gar nicht bekannt waren, zu sammeln und übersichtlich zu ordnen. Und N. N. Naaff hat — dies sei gleich vorhinein bemerkt — seine Aufgabe mit Geschick und günstigem Erfolge gelöst, und sein Buch darf mit Recht eine willkommene Bereicherung der Literatur genannt werden, welche die alle Gemüther in Aufregung versetzende Doppeltkatastrophe hervorgerufen. Selbst Augenzeuge jener denkwürdigen Ereignisse und Arbeiten von Mitte Februar bis Mitte Mai, durch welche Wissenschaft und physische Kraft im Kampf mit dem empörten Elemente zu obliegen und dasselbe wieder zum Heildienste der Menschheit zu zwingen suchten, hat N. N. Naaff mit Benützung der amtlichen Publicationen, der Sitzungsprotokolle und Aktenstücke der Behörden, der Berichte der officiellen Baujournale, aller lokal-historischen Quellen zc. und nach den fachmännischen Mittheilungen des k. k. Bergathes Hrn. Wolf sein Werk geschaffen, welches das reichhaltige Material gesichtet und geordnet und stellenweise in lebendigen Schilderungen dem Leser vorführt. Bei dem Umstande, daß die Veranlassung und der Stoff des Buches seiner Zeit ungetheilte Theilnahme nicht bloß in Oesterreich, sondern weit über Europa hervorgerufen, steht zu erwarten, daß dasselbe allgemeines Interesse erregen und einen großen Leserkreis finden wird. Es zeichnet sich durch geschmackvolle Ausstattung aus und enthält im Anhange mehre Pläne und Skizzen, so Profile des Teplitzer Urquellen-Schachtes und der Ossegger Schächte sammt Wasserstandtafel der letzteren, einen Plan der überschwemmten Ossegger Kohlenwerke „Döllinger“, „Fortschritt“, „Nelson“, „Victorin“ und „Sifela“, nach den Erhebungen und Angaben des k. k. Bergathes Hrn. Wolf entworfen und gezeichnet. D. L.

Wahl und Weihe der ersten Priester bei den Böhmischem Brüdern.

Goll hat sich in seinen sehr dankenswerthen Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischem Brüder (Prag 1878) die Aufgabe gestellt, an der Hand der ältesten Quellen, die sich in dem Herrnhuter Archiv befinden, aus denen er in den Beilagen größere Abschnitte zum ersten Male veröffentlicht, den Antheil zu bestimmen, den an der Stiftung der Brüderunität die Waldenser gehabt haben. Gegenüber den Ansichten Gindely's, Palacky's u. a. ergiebt sich, daß der Verkehr mit den Waldensern schon zu der Zeit begann, wo die Unität eben im Ent-

stehen begriffen war, ja man verhandelte sogar — wahrscheinlich schon vor 1467 — über eine vollkommene Verschmelzung beider Secten. Mißlang auch dieser Versuch, so treten doch einige Anhänger der strengeren Richtung unter den Waldensern, die ein äußerliches Verbleiben bei der katholischen Kirche mißbilligten, den Brüdern bei, und Waldenser theilhaftigten sich bei der Synode, in der sich die Brüder als eine eigene Gemeinde, getrennt von der Kirche, constituirten. Auch bei der Weihe der drei ersten Priester, die sich die neue Gemeinde gab, sind sie theilhaftig, aber hinsichtlich der näheren Umstände finden sich hier differirende Angaben. Wie der Widerspruch zu heben sei, hat Goll ganz richtig gesehen, gleichwohl hat er bei der Interpretation des einen in Betracht kommenden Documents einen sehr auffallenden Fehler gemacht.

Das älteste Document, in welchem über die Wahl der ersten drei Priester berichtet wird, ist der vierte der sieben Briefe, welche die Brüder an das Haupt des utraquistischen Consistoriums in Prag, Kofycana, richteten. Dieser hatte durch seine Predigten das Meiste dazu beigetragen, daß die Brüder im Gegensatz zu der verdohrnen Kirche zu einem Verein zusammentraten, welcher nach dem Vorbilde der ersten Christen leben wollte; er hatte sie auch an Peter von Chelcic und an die Waldenser gewiesen und es bewirkt, daß sie sich an der Nordostgränze Böhmens zusammenfinden konnten: stieß er sie — wie die Brüder ihm vorhielten — später auch von sich, so war es doch natürlich, daß die Brüder sich bei ihm zu rechtfertigen wünschten, als sie sich gegen die von ihm vertretenen Ansichten von der Kirche trennten. In dem angeführten Briefe¹⁾ nun setzen sie ihm auch die Wahl ihrer ersten drei Priester auseinander, die in Folge einer unmittelbaren Eingebung Gottes geschehen sei. Wenn sie auch der Meinung seien, daß in einer von Gott selbst inspirirten Wahl die Weihe ganz und voll enthalten, so hätten sie doch, um Anstoß bei den Menschen, d. h. der römischen Kirche, zu vermeiden, einen römischen und einen alten waldensischen Priester genommen, um an den Gewählten unmittelbar nach der Wahl die Weihe zu vollziehen. Dem Waldenser habe es Gott wiederum eingegeben, die Weihe zu ertheilen und durch ihn sei mithin den Priestern die Bestätigung zu Theil geworden.

Anderes wird uns aber in einem zweiten Document berichtet, das nicht minder glaubwürdig ist als das erste, das in seiner Einfachheit und bei der vollen Gleichzeitigkeit offenbar weder der absichtlichen Entstellung noch des unabsichtlichen Irrthums geziehen werden kann. — Die Brüder setzten es zweimal durch, mit dem utraquistischen Consistorium ein Collegium halten zu dürfen: das erste fand 1473, das zweite 1478 statt. Von dem letzteren haben wir einen Bericht des Magister Koranda, der nach Kofycana an der Spitze des Consistoriums in Prag stand. In dem dieser einen Beschlüß der Brüder, Johann Koska, in einem Briefe²⁾ auffordert, der Unität seinen Schutz nicht ferner angehehen zu lassen, slicht er aus dem Protokoll des Collegiums wörtlich die Aussage eines Bruders ein, der bei der Weihe der Priester eine Rolle gespielt hatte: es war jener römische Priester, der neben dem alten Waldenser angenommen war, falls es ihm Gott eingäbe, den Priestern die Weihe zu ertheilen. Er hieß Michael und hatte ausgesagt: „Als wir uns von der Kirche und von Euch trennten, da haben wir darüber gelobt, welche unter uns Priester sein sollten und wer von diesen ein Bischof. Und als das Loos auf drei gefallen war und unter ihnen auf einen, auf daß er Bischof würde, da entstand unter uns ein Zwiespalt, ob es so bleiben sollte. Aber hernach beschloffen wir einträchtig, zu dem waldenser Bischof zu schicken, der mich zum Bischof weihte. Und ich kam zurück und weihte einen der drei zum Priester und Bischof.“ — Daß Michael dann sein römisches Priesterthum, welches er für kein Priesterthum hielt, niedergelegt hatte, ist hier nicht von Belang. In dieser Aussage ist nun nicht davon die Rede, daß die drei Geweihten unmittelbar nach der Wahl unter Gebet der Gemeinde von einem alten Waldenser geweiht seien, der in der Versammlung anwesend war, sondern Michael war außerhalb der Gemeinde von dem Bischof der Waldenser geweiht. Gemeint ist, wie wir aus anderen Quellen erfahren, Bischof Stefan in

1) Goll; Beilage A. S. 87.

2) Sindely.

Wien, der später als Märtyrer den Feuertod erlitt.¹⁾ Widersprechen sich nun diese Zeugnisse?

Der in Kurandas Schreiben etwas undeutlich erwähnte Streit, der nach der Wahl stattfand, „ob es so verbleiben sollte,“ hat Goll unzweifelhaft richtig erkennen lassen, daß ein Theil der Brüder mit der Art und Weise, wie die gewählten Priester ihre Weihe erhalten hatten, nicht zufrieden waren, daß man diese vielmehr den Vorschriften der Kirche gemäßer von einem Bischof vollzogen sehen wollte. Deshalb wurde Michael zu den österreichischen Waldensern geschickt, die einen eigenen regelrecht geweihten Bischof hatten. Dies geschah aber erst einige Zeit nachdem sich die Gemeinde constituirt hatte: darum weiß das 4. Schreiben an Kothcana noch nichts davon. Es würde sich nun noch fragen, warum Michael in seiner Aussage von der ersten Weihe schweigt. Aber da liegt es auf der Hand, daß der Streit, welchen Michael erwähnt und der zur Abordnung der Gesandtschaft an die österreichischen Waldenser führte, im Zusammenhang steht mit derjenigen Meinungsverschiedenheit unter den Brüdern, die man auch in dem Briefe an Kothcana zwischen den Zeilen wird lesen dürfen, wenn es heißt: eigentlich sei man der Meinung gewesen, in der von Gott inspirirten liege die Weihe, man habe aber Anstoß bei den Menschen vermeiden wollen. — Der Grund dieser Differenz der Ansichten ist doch eben nur eine Formfrage, und zwar im Wesentlichen dieselbe, die später zur Sendung Michaels nach Wien führt; nachdem diese durch die erste, unmittelbar nach der Wahl vollzogene Weihe erledigt zu sein schien, wurde sie dennoch wieder Gegenstand eines erheblicheren Zwiespalts, der Michaels Weihe durch den Waldenser Bischof beseitigte. So konnte Michael recht wohl die Angelegenheit der ersten Weihe mit als einen Theil des Zwiespaltes ansehen, den er erwähnt, und sie um so mehr übergehen, als sie ja in der That der zweiten Weihe gegenüber als nicht geschehen angesehen wurde.

Die Zeugnisse widersprechen sich aber in der That nicht und die thatsächlichen Verhältnisse können als genügend festgestellt angesehen werden. Es fragt sich nun, wie sich zu den beiden Documenten eine dritte Urkunde stellt, die ebenfalls von der Angelegenheit der ersten Priesterwahl und Weihe handelt. Es ist dies ein Schreiben, welches die Brüder „in ihrer Bedrängniß unter R. Georg“ zu ihrer Vertheidigung veröffentlichten. Wie Goll selbst sagt, liegt ihm das vierte Schreiben an Kothcana zu Grunde, aber es kommen darin einige Abweichungen vor, und Goll ist nun der Meinung, daß diesen auf die Weihe durch den Waldenser Bischof zeugen,²⁾ so daß das Schreiben an Kothcana durch Einreihung der später eingetretenen Weihe gewissermaßen berichtigt wäre. Ein einfaches Nebeneinanderstellen der von Goll selbst mitgetheilten Texte wird genügen, um seine Annahme als unrichtig erkennen zu lassen.

Ates Schreiben an Kothcana (1468).

Schreiben der Brüder in ihrer Bedrängniß unter R. Georg.

Ferner berieten wir uns unter einander über ihre Bestätigung in dem Priesteramte, wie es am besten ohne Anstoß bei den Menschen geschehen könnte, obgleich wir glaubten, und gar nicht zweifelten, sie seien bereits von Christo geweiht und bestätigt, wie es uns Gott gezeigt hatte.

Dann berieten wir uns untereinander über ihre Bestätigung im Priesteramte, wie es am besten ohne Anstoß bei den Menschen geschehen könnte, obgleich wir glaubten und gar nicht zweifelten, sie seien bereits von Christo geweiht, bestätigt, wie es uns der Herr gezeigt hatte. Und wir glaubten auch, es könnten die einen den andern die Bestätigung ertheilen nach der Ordnung der Handauflegung; da wir aber wußten, es sei in der römischen Kirche anstößig, wenn jemand die Bestä-

1) S. das Schreiben an Herrn Albrecht (Kostka von Postupitz) bei Goll, Beil. E. S. 98 und Gindely I., 37.

2) S. S. 21 u. 32.

Allein da wir Gutes im Sinne hatten, nicht nur vor Gott, sondern auch vor der ganzen Welt, so weit wir nur könnten:

suchten wir

es durch den einen, den wir vordem bereits von den Römischen gehabt und durch den zweiten von den Waldensern, die von der ersten Kirche abstammen, von dem wir die Hoffnung hegten, er sei im Stande der Gnade und welcher der Älteste unter ihnen ist an Jahren.

Und diese beiden haben wir so zur Bestätigung jener drei genommen, wenn Gott es so haben wollte, so möge er uns zeigen . . . Und wir beteten zu Gott, wenn er diese Bestätigung durch die Waldenser haben wollte, so möge er jenem Ältesten die Gnade dazu in's Herz gießen, damit er es aus Liebe und im Glauben thue.

Und Gott gab es ihm, daß er es mit Vertrauen that, und uns darin bekräftigend, redete er gute Dinge, und Gott dafür lobend, sagte er, Gott habe es gethan unserm Heil zum Nutzen. Und so ward durch ihn die Bestätigung jenen dreien durch Handauslegung nach dem Beispiel der ersten Kirche und der Anweisung der Apostel unter Gebeten.

Goll meint, weil es in dem späteren Schreiben an R. Georg heiße, „der Älteste der uns in diesen Ländern gegenwärtig“, so sei darunter der Waldenser Bischof zu verstehen, zu dem Michael gesendet sei. Aber die umstehenden Worte zeigen doch zu deutlich, daß der alte Waldenser Priester gemeint ist, der neben dem römischen Priester zur Bestätigung angenommen war. Denn auch in dem Briefe an R. Georg wird es jedem, der die Weihe vollzog, genau so eingegeben, die Weihe vorzunehmen, wie in dem Schreiben an Kofycana, was doch auf den Waldenser Bischof, der von den Brüdern angegangen wird, falsch sein würde. Auch wird ja nach den Briefen an R. G. die Weihe in der Versammlung selbst vollzogen, wenn es heißt: „uns bekräftigend redete er Gutes“, — während Michael in Oesterreich geweiht wurde. Wenn dann zuletzt nicht ausdrücklich gesagt ist, daß die Weihe durch den Waldenser vorgenommen ist, so haben wir es hier mit einer Ungenauigkeit des Schreibers zu thun, der wohl nicht daran gedacht hat, daß jemals seine Worten einem Zweifel Raum geben könnten. Nach dem ganzen Zusammenhange kann nur der Waldenser die Weihe vorgenommen haben.

Was ist nun der Grund, warum Goll hier den Worten, wie augenscheinlich ist, Gewalt anthun will. Er giebt ihn nicht an, aber es ist offenbar kein anderer als der, daß nach seiner Meinung das Schreiben an R. Georg bedeutend später fällt als das Schreiben an Kofycana, und demnach die Weihe durch den waldenser Bischof Stefan hätte erwähnen müssen: wenigstens bespricht Goll dasselbe nach zwei anderen Schriften der Brüder aus dem Jahre 1471.

tigung im Priesteramte anders empfinde als nach der Art der ersten, und da wir Gutes im Sinne haben sollen, nicht nur vor Gott, sondern auch vor der ganzen Welt, um, so weit es möglich ist, mit allen Menschen im Frieden zu verbleiben und ihnen kein Aergerniß zu geben, wenn wir nur dabei die Wahrheit bewahren: darum, den Willen Gottes erkennend, suchten wir es durch den einen, den wir vor dem gehabt durch das Amt des Papstes und auch von den Waldensern, die von der ersten Kirche abstammen, von dem wir Hoffnung hegten, er sei im Stande der Gnade, und welcher der Älteste unter denjenigen ist, so uns in diesen Ländern gegenwärtig. Und diese beiden haben wir zur Bestätigung jener drei angenommen, wenn Gott es haben wolle, so möge er es zeigen auf unser Gebet und Glauben, wenn er es durch die Waldenser haben wolle, so möge er dem Ältesten ein Herz dazu geben, damit er aus Liebe und im Glauben thue.

Und Gott gab es ihm, so daß er es that mit Vertrauen, und uns darin bekräftigend, redete er gute Dinge, und Gott dafür lobend, sagt er, Gott habe es gethan zum Heile seines Volkes. Und so ward die Bestätigung jenen dreien durch Handauslegen nach der Ordnung der ersten Kirche und der apostolischen Geschichte unter Gebeten.

Aber nach Gindely scheint es ¹⁾, als ob das Schreiben an K. Georg mit dem vierten an Kofhcana mindestens aus demselben Jahre 1468 ist. Hier spricht Gindely I. S. 47 von einer K. Georg schließlich überreichten Confession, an der Bruder Gregor ohne Zweifel den größten Antheil gehabt habe und die, wie er in Anm. 49 bemerkt, dem Inhalt nach mit dem 4. Schreiben an Kofhcana zusammenfalle, die also offenbar der Brief an K. G. ist — in einem Zusammenhange, der die Beschlüsse des Beneschauer Bundtags von 1468 bereits als längere Zeit hindurch ausgeführt voraussetzt und unter dem J. 1470: allein in Anm. 35 S. 495, wo er die Confessionen der Brüder aufzählt, nennt er unter Nr. 2 den Brief der Brüder an K. Georg, mit Hinzufügung der Jahreszahl 1468. — Wenn nun auch der Titel, den das Schriftstück führt, die Verfolgung, welche durch den Beneschauer Landtag inaugurirt wurde, gleichfalls als nicht eben erst begonnen erscheinen läßt, so würde es sich fragen, ob der Brief, von dem Goll nur einen Theil abgedruckt hat, von jeher diese Überschrift geführt hat. Nach der ganzen Sachlage würde es angezeigt scheinen, ihn mit dem 4. Schreiben an Kofhcana in der Weise gleichzeitig zu setzen, daß die Sendung Michaels an den Waldenser Bischof Stefan noch nicht erfolgt war.
Edm. Meyer.

Deutscher Volkskalender für 1880. Herausgegeben vom „Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ in Prag. Redigirt von Julius Lippert X. Jahrgang.

Dieser von dem äußerst rührigen und erfolgreich wirkenden Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse herausgegebene Kalender hat sich seit seinem Erscheinen einen Leserkreis geschaffen wie nicht so leicht ein ähnliches Unternehmen. In jedem Hause ist er ein willkommen geheißener Gast; denn gleich dem Mädchen aus der Fremde bringt er Jedem, Jung und Alt, in diesem oder jenem Berufe Wirkenden, eine willkommene Gabe in faßlicher Form, und gerne nimmt man ihn nach gethauer Arbeit zur Hand, um sich aus diesem deutschen Haus- und Familienbuche Unterhaltung und Belehrung zu holen. Für beides sorgt gleich seinen Vorgängern auch der uns vorliegende X. Jahrgang im reichlichen Maße, der mit zahlreichen Illustrationen, darunter die zur Erinnerung an den 24. April 1879 aufgenommenen Bilder Ihrer Majestäten, das Portrait Karl Rokitanzky's, D. Kuh's etc. geschmückt ist. Der Redacteur Julius Lippert — auch den Lesern dieser Blätter ein lieber, alter Bekannter — versteht es aber auch vortrefflich, eine Auswahl des Besten und Gediegenen zusammenzutragen, und ihm zuvörderst gebührt der Löwenantheil des Verdienstes, unsern Landsleuten einen wirklich trefflichen Kalender um einen sehr geringen Preis (50 fr.) zu besorgen. Der Kalendertheil wird in Bezug auf Reichhaltigkeit an Tabellen, Verzeichnissen und Registern aller Art wol von keinem andern übertroffen. Der unterhaltende Theil bringt eine recht gemüthlich erzählte Novelle aus dem Landleben von Maurus Braun, betitelt „Was Großmütterchen angestiftet hat“, eine Episode aus der Erstürmung Magdeburgs im 30jährigen Kriege unter dem Titel „Der Sonntagsdreier“, in welcher Lippert sein glänzendes Erzählertalent bewährt, und im „Allerlei“ eine Menge interessanter und anziehender kleiner Geschichten. Besonders stattlich ist die Reihe von Aufsätzen im unterhaltlich belehrenden Theil, welche sich über alle Lebensgebiete erstrecken.

Der erste Artikel widmet Karl Rokitanzky einen Nachruf; dann folgt eine Biographie des verstorbenen David Kuh und ein besonderes Erinnerungsbuch mit kurzen Biographien. Ein „Diskurs über das Wetter“ orientirt auch den Laien über den Stand der meteorologischen Fragen und erklärt zugleich die neuen wissenschaftlichen Wetterangaben im Kalendarium, durch welche sich dieser Kalender vor allen andern auszeichnet. Der Völkerkunde gehören Aufsätze über

1) So lang nicht die Documente des Bruderarchivs vollständig publicirt sind, was Gindely allerdings als eine schwierige Arbeit hinstellt (Fontes rer. Austr. II. Bd. 19. Einl.), was aber doch nothwendig ist, um in allen Punkten mit Sicherheit urtheilen zu können, wage ich mich nicht bestimmter auszudrücken.

die Völker Europa's und über das russische Reich an. Ein Aufsatz über die „Ringe“ der Städte liefert interessante Beiträge zur Kenntniß der Stadtgründungen in den slavischen Ländern. Die „Geschichte unseres Hansgärtchens“ von J. Lippert ist ein kleiner Abriss der Kulturgeschichte des Menschen zu nennen und die „angehängte Klage eines alten Rabenelstockes“ zeichnet prächtig die Lage der rückwärtsstrebenden Elemente. Auch „Ein Reformator in der Küche“ von demselben Verfasser ist ein kleines Stückchen Kulturgeschichte. Von den übrigen trefflichen Aufsätzen nennen wir noch: Ueber Ventilation und Heizung. Von Alfred Lorenz. — Die electriche Beleuchtung. Von Bernhard Esmarch. — Die vierte Straßenbrücke in Prag, und die neue Art ihrer Fundierung. — Ueber Verfälschung der wichtigsten Lebensmittel. Von Dr. Robert Schwarz. — Gegen den Wucher etc. Den Landwirthschaftlichen Interessen ist ein besondrerer reicher Theil gewidmet. Eine besondere Empfehlung kann der „Deutsche Volkskalender“ entbehren; er empfiehlt sich am besten selbst und findet seinen Weg zuversichtlich in jedes Haus, in jede deutscher Familie.

O. L.

Julius Lippert: Die Oberfläche der Erde — einer volksverständlichen Geographie physische oder erster Theil. Prag 1879.

Dieses Lehrbuch, welches ebenfalls im Verlage des Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse erschienen ist, trägt zum vortheilhaften Unterschiede von anderen ähnlichen Büchern der Thatsache Rechnung, daß durch die Hereinbeziehung der großen Forschungen am Gebiete der Naturwissenschaften die Geographie als Wissenschaft einer durchgreifenden Umgestaltung und einem erfreulichen Aufschwung entgegengehe, der seinen Einfluß auch auf die Lehrmethode geltend machen wird. Ohne sich erst viel mit Einleitungen und Definitionen zu befassen, gibt der Verfasser in seinem populär gehaltenen Buche eine lebendige Einführung in eine einheitliche Auffassung der Gesamtheit aller Erscheinungen der Erdoberfläche. Selbstverständlich muß eine solche Darstellung einen größeren Umfang annehmen, und deshalb befaßt sich der erste, uns vorliegende Theil ausschließlich mit der Erde als solcher, während die politische Geographie einen zweiten Theil bilden soll. Der Verfasser lehrt zuerst an einem Beispiele das Bild der Karte zu verstehen und entwickelt, vom Einzelnen ausgehend, die Verhältnisse und Maße der Erdoberfläche. Er stellt dann die Thatsachen zusammen, welche die Vorgänge der Erwärmung durch die Sonne, die Wärmevertheilung durch das Meer erklären, entwickelt die Gesetze der Bewegung von Wasser und Luft und führt uns so in das Verständniß der allgemeinen Meteorologie und Klimatologie ein, indem er immer von dem bekannten Näheren zu dem Ferneren vordringt.

Denselben Weg schlägt die zweite Abtheilung ein, welche uns die Darstellung der Erdtheile und Länder in lebendigen Schilderungen bringt, wobei auf die klimatischen Erscheinungen und die Verbreitung der Pflanzen und Thiere besondere Rücksicht genommen wird. Wenn dabei Mitteleuropa, namentlich Deutschland und Oesterreich-Ungarn besonders ausführlich behandelt werden, so entspringt das dem doppelten Wunsche des Verfassers, zunächst die Heimat seinen Lesern bekannt und damit lieb zu machen und an den der Anschauung näherliegenden Gegenständen jene Begriffe zu entwickeln, deren Geläufigkeit dann gestattet, die nachfolgend geschilderten fremden Gegenden auch bei bündigster Bezeichnung vorstellbar zu machen.

Die Abbildungen sind so gewählt, daß sie nur besonders Charakteristisches zur Anschauung bringen, oder wie die Höhenzusammenstellungen der vergleichenden Vorstellung zu Hilfe kommen sollen.

Die Darstellung ist eine solche, daß das Buch zur angenehmen Lectüre werden kann, während ein sorgfältiges Studium nach seiner Anleitung zur Erwerbung tüchtiger und gründlicher Kenntnisse auf diesem Gebiete führen muß.

D. P.

Lehrer-Schematismus Böhmens. Redigirt von J. K. Grunert. Prag 1879.

Unter diesem Titel erschien von J. K. Grunert, Oberlehrer in Konoged bei Auscha, ein für die Verursgenossen des Herausgebers sehr praktisches und empfehlenswertes Buch, das ein

vollständiges, zum Theil auf, von den k. k. Bezirksschul-Inspectoren gelieferten Daten beruhendes Verzeichnis der Mitglieder der Bezirksschulräthe und des Lehrkörpers an den Volks- und Bürger-schulen, sowie die Classifizirung der Schulen und die Schülerzahl von 83 deutschen und böhmischen Schulbezirken in alphabetischer Ordnung enthält. Die noch fehlenden 23 Bezirke sollen später einen Supplementband zu dem „Lehrer-Schematismus“ bilden, wodurch allerdings der Uebelstand geschaffen wird, daß bis dahin auf Grund des großen Wechsels im Personenstatus der Lehrervelt und des Variirens der statistischen Zahlen zc. das heute im vorliegenden Buche gewiß mühsam gesammelte Material sich unrichtig stellt, sowie daß die alphabetische Ordnung sämmtlicher Schulbezirke, die doch wünschenswert bleiben muß, gestört wird. Allein dies Los trifft jedes derartige Unternehmen und deshalb kann dem „Lehrer-Schematismus“ ein bleibender Wert nichtsdestoweniger nicht abgesprochen werden, weil darin, wie der Herausgeber richtig bemerkt, die gesammten Schul- und Lehrerverhältnisse zu einem gewissen Zeitpunkte fixirt werden und den späteren Generationen das übersichtliche Bild eines Entwicklungsstadiums unseres vaterländischen Schulwesens geboten wird.

D. L.

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

Maximilian Bern: Deutsche Lyrik seit Göthe's Tode. Leipzig. Verlag von Philipp Reclam jun.

Diese Anthologie bildet 5 Bände (Band 951—955) der bekannten Reclam'schen Universalbibliothek, die durch ihre beispiellose Wolfeilheit auffällt, wodurch sie es neben dem Umstande, daß jeder Band einzeln käuflich ist, leicht möglich macht, daß auch der Unbemittelte sich an den besten Erzeugnissen der eigenen als auch der fremden Literaturen erfreuen und bilden kann. Dieses starke, 640 Seiten umfassende Buch soll nach den Intentionen M. Berns als echtes Volksbuch das Beste vom Besten, was auf dem Gebiete der deutschen Lyrik seit des Altmeisters Tode entstanden ist, leicht zugänglich machen, und wir glauben gerne, daß dieses reichhaltige, billige Buch (es kostet blos 1 Mark) seinen Zweck vollkommen erreichen werde, nämlich auch die neuere Poesie in ausgesuchten lyrischen Producten Jenen zu vermitteln, die nicht im Stande sind, sich theuere Einzelwerke oder kostspielige Chrestomathien anzuschaffen.

In seiner Auswahl war M. Bern bedacht „dem Leser ein Bild von den Stoffen, Stimmungen und Formen zu geben, in denen sich die Dichter der nachlassischen Periode ergehen, und ihn von der Mannigfaltigkeit der neueren Lyrik zu überzeugen.“ Nicht mit Unrecht hebt der Herausgeber in seinem Vorworte hervor, daß sich wie die Zeit, in der wir leben, auch die Poesie immer ernster gestaltet, daß sie männlicher und gedankenvoller geworden, „indem sie innigere Fühlung mit dem wirklichen Leben gewonnen hat.“ Der Leser wird sich überzeugen, „daß die moderne Wissenschaft und Philosophie, daß alle Errungenschaften der letzten Jahre auch an der Poesie nicht spurlos vorübergegangen sind. Manchem schönen Gedichte merkt man es an, daß es zu einer Zeit entstanden, in welcher der Dichter am Waldbrande außer dem uralten Geflüster der Bäume auch das geheimnißvolle Klängen windbewegter Telegraphendrähte vernimmt, und in der an den Gärten, die „überm Gestein verwildern“, und an Brunnen, die „verschlafen rauschen“, nicht mehr der Hornschall des Postillons, sondern wie ein Weckruf das hastige Dampfroß vorüberzieht.“ M. Bern führt uns 146 Lyriker vor darunter 50 österreichische. Unser engeres Vaterland, Böhmen, ist durch K. E. N. v. Ebert („Einmal im Jahre“, „Des Kaisers Herz“, „Die Lilie und der Mondstrahl“), L. A. Frankl („Er weiß es besser“, „Menschen-loose“, „Ahl“), M. Hartmann („Böhmische Elegie“, „An die Mutter“, „Gewisse Worte“, „Seit sie gestorben“), K. Herlossohn („Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“), Thomas Karl („Ich kenn eine Blume am Ganges“), Alfred Klar („Das Lied vom Leide“), A. Meißner („Der Sänger“, „Die Jüdin“, „In der Gebirgswüste“, „Maria“, „Spätsommer“), A. Stifter („Abschied“) u. A. Bersing-Hauptmann („Befreit“, „Morgengruß“, „Blick ich zurück“, „Wahl“) vertreten.

Wir finden an diesem Buche kaum etwas zu bemängeln; höchstens bedauern wir, daß M. Bern über die aufgenommenen Dichter auch nicht die geringste biographische Notiz bringt. Die Heimat, das Geburtsjahr, eventuell das Sterbejahr hätte mit leichter Mühe bezeichnet werden können.

Joh. Neubauer.

Ein Blätter-Buch. Von Dr. Med. & Phil. Gustav Biedermann. (Prag 1879.)

Vorliegendes, elegant ausgestattetes Werk trägt seinen Titel mit voller Berechtigung: es ist ein Buch zum Blättern im eigentlichen Sinne des Wortes, und wo immer man es aufschlägt, begegnet man gehaltvollen Sätzen und Worten voll tiefer Weisheit und geistvollen Bemerkungen über die mannigfaltigsten, mit dem Denken und Fühlen, mit der Philosophie und der Kunst in Bezug stehenden Materien. Und alle diese oft fein zugespitzten und schlagenden Tendenzen, offenbar Resultate eingehender Erfahrung und scharfen Denkens, sind ohne jedwede Ordnung und Classification neben einander gestellt, wodurch allerdings ein Ueberblick des reichlich Gebotenen nicht erleichtert wird; aber eben darum ist der Titel des Buches ganz richtig gewählt. Wenn wir an dieser Stelle einige Stichproben folgen lassen, so sollen diese den geneigten Leser nur anregen, im „Blätter-Buche“ Biedermann's, dessen Name durch bedeutende philosophische Publicationen sich eines guten Klanges erfreuen darf, selbst zu blättern, und wir können ihm eines großen Genusses im voraus versichern. Als Reizmittel möge dienen: „Verfallen ausgezeichnete Menschen in Dummheiten, sind es auch ausgezeichnete Dummheiten. — Scheinheilige lügen sich einen Gott vor und belügen ihn auch wieder. — Kritiker sind zumeist doch nur Fleckputzer. Zeug und Schnitt kümmert die wenigsten. — Hinter Feigenblättern verstecken, heißt profituiren. — Pantheist — das ist der letzte Trumpf, den ihr gegen uns ausspielt. Und doch habt ihr selber nur nicht das Herz, euch zum Heidentume zu bekennen, weil ihr nicht den Verstand habt, es im Christentum erhalten zu begreifen. — Das literarische Kainszeichen der Gegenwart ist Feuilletonismus — auch über'm Strich. — Partituren lesen, heißt Philosophie der Musik treiben.“ — Mehr sei vorläufig nicht verrathen.

D. L.

Als da Salmat. Humoristische Gedichte in Egerländer Mundart von Graf C. Zedtwig. (Falkenau 1877.)

Die Literatur des Egerländer Dialectes, bislang von einer stattlichen Reihe heimischer Schriftsteller mit Liebe und Beruf gepflegt und weiteren Kreisen zugänglich gemacht, erfährt durch die humoristischen Gedichte des Grafen C. Zedtwig eine erfreuliche Bereicherung. Wol nennt der Herr Verfasser die Kinder seiner heiteren Muse nur „einen Versuch, der, weit entfernt, einen poetischen Wunsch zu beanspruchen...“, nur den Zweck hat, die Mundart der Egerländer in ihrer urwüchsigsten und dabei so gemüthlichen Form zu geben“; aber wer „Egerländerisch“ versteht, wird sich an dem Inhalte des Büchleins, das im Verlage von W. Doranth in Falkenau erschienen, gewiß delectiren; ich hebe nur hervor: „Da Bana 's äiaschmal im Fraischitz“ (Ober Freischütz), „Da Doarf-Boda“, „Nos an Dks denkt“ u. s. w. Allein auch allen, der marligen Mundart des Egerlandes Unkundigen sind die Gedichte genießbar gemacht, indem der Herr Verfasser denselben eine stattliche Anzahl von knappen und präzisen Erläuterungen als Einleitung vorausschickt, durch welche man zugleich Aufschlüsse über die eigenthümliche Orthographie erhält; auch gibt er zur größeren Bequemlichkeit ein Glossarium weniger verständlicher Wörter bei. Die Gedichte schlagen mit Glück den echten Volkston an und wenn, wie der Herr Verfasser im Vorworte zutreffend bemerkt, „hie und da Ausdrücke vorkommen, die gerade nicht salonfähig sind, so möge der Leser bedenken, daß Prüderie nicht im Lexikon des Volkes zu finden ist.“

D. L.

Traum und Liebe. Gedichte von Wilhelm Kessel. Prag 1878. Vorliegendes im Commissions-Verlage der „Bohemia“ erschienenenes Buch enthält eine stattliche Anzahl von Ergüssen eines jungen Poeten, von denen einzelne recht warm empfunden und auch in ent-

sprechende Form gebracht sind. Am meisten sagen die rein lyrischen Gedichte zu, die großentheils das Gepräge der Ursprünglichkeit tragen; doch wäre es wünschenswert, wenn allzu prosaische Wendungen und Ausdrücke, die freilich offenbar dem Reime zu liebe gebraucht werden, vermieden wären, z. B. St. 122 „Fluch . . . dem, der morben thut“, St. 83 „Sie kann fast nichts drauf (auf ein Ringlein im Leihante) kriegen“, oder St. 58, wo die Nachtigall „drüben in der Ecke“ flötet. „Der Bauer“ St. 64 ist nichts mehr als gereimte Prosa; oder können Verse wie diese

„Und wenn das Korn in Garben liegt,
Da schaffen wir's nach Haus,
Und später, wenn es Winter wird,
Dann Dreschen wir es aus —“

poetisch anmuten? Immerhin finden sich in dem Buche lesenswerthe und manche wertvollere Stücke, wie „Deutsches Dichterlos“, „Am Grabe meiner Mutter“ u. a. D. L.

J. Gertler: Klatschrosen und Pechnelken. Blätter und Blüten frischen Humors. Warnsdorf 1879.

Schon einmal hatten wir Gelegenheit, in diesen Blättern, und zwar in der literar. Beilage zum 4. Hefte der „Mitthlg.“ Jahrg. XV., zu constatiren, daß Herr Gertler eine reiche Witkader zu Gebote steht, als nämlich i. J. 1877 seine „Bunten Bilder aus der Schul- und Lehrwelt“ im Druck erschienen waren. Auch in dem oben angeführten Buche läßt er diese fließen und weiß in mehr als dreißig Aufsätzen, welche die unterschiedlichsten Materien humoristisch behandeln, die Laclust „u reizen. Vornehmlich ist es der Wortwitz, dessen sich Hr. Gertler, mitunter mit vielem Geschick, bedient, um seinen Zweck zu erreichen; doch merkt man freilich auch oft und deutlich genug das Gesuchte und Gezwungene in dieser Richtung an und bei manchen Stellen drängt sich der Satz Ben Akiba's, daß Alles schon dagewesen, gar zu gewaltsam auf. Keineswegs jedoch können wir deshalb die Kritik für gerechtfertigt finden, welche die „Reichenberger Zeitung“ vom 12. August dem Buche angebeihen ließ und ihrer Originalität halber hier abgedruckt sein mag; sie lautet wörtlich: „Absolut unlesbar!“ Man muß eben, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, auch einmal den Weizen, unter dem man sonst das Unkraut zu suchen gewöhnt ist, unter dem Unkraut suchen. O. L.

Am Gebiete der Epik liegen uns zwei größere Dichtungen von unserem Landsmann Dr. Anton Dhorn vor, nämlich: „Der fliegende Holländer,“ Dichtung in 3 Gesängen (Mühlhausen i. Th., Verlag von A. Förster, 1878) und „Die Tochter Judas“ — ein Sang aus alten Tagen aus Böhmens Königsstadt, (Prag, C. Bellmann, 1878.) Dhorn, ein junger deutschböhmischer Dichter, der gegenwärtig als Oberlehrer in Chemnitz lebt, entfaltet in letzter Zeit eine sehr fruchtbare literarische Thätigkeit. Er verfügt auch über nicht dürftige formelle Mittel, namentlich sind ihm eine fließende und zumeist wol klingende Sprache und eine ungesuchte, gewandte Versification eigen. Ab und zu wird die Darstellung etwas geziert und affectirt. Die poetische Erfindung und die künstlerische Motivirung und Gestaltung läßt aber in beiden vorliegenden Dichtungen manches zu wünschen übrig. Die erste nimmt sich die Erlösung des fliegenden Holländers von dem auf ihm lastenden Banne zum Vorwurf, deren dieser Ahasver des Meeres dadurch theilhaftig wird, daß eine reine Jungfrau, unwandelbar in ihrer Treue und Hingebung, sieben Flucheszahre mit ihm ruhelos und unstät umherwandert. Die zweite Dichtung ist eine Prager Ghettodichtung aus der Zeit nach Abschluß des 30jährigen Krieges mit einer roccocohaften Ueberfülle an Romantik. Die Helden der Erzählung sind Junter Zdenko Berka, Herr zu Ripa, und Daja, Ruben Juda's schöne Tochter, deren gegenseitige Liebe ihnen manche Fährlichkeit bringt und deren felsenfeste Treue in Folge der Intoleranz und des Aberglaubens der damaligen Zeit nicht den gehofften Lohn in der Vereinigung finden kann. Zdenko betrauert am Schluß der Erzählung die gemordete Braut unter dem Flieder auf dem Beth Chajim. Wir nennen hier gleich ein drittes Buch von A. Dhorn: „Der Eisenkönig“ (Leipzig, Otto

Spamer, 1879), eine historische Erzählung in Prosa aus der Zeit der Kreuzzüge und des großen Mongolensturmes, zu der der Verfasser theilweise Léon Cahuns „la bannière bleue“ benützt hat. Ohorn bekundet in Anlage und Durchführung, in Motivirung und Gestaltung einen bedeutenden Fortschritt in dieser Erzählung, die zu fesseln vermag, ohne daß der Dichter, wie es bei der Tochter Juda's der Fall ist, eine Romantik herbeizerrt, der die Lebenswärme mangelt. Die Hauptgestalt der schönen Erzählung ist der Eisenkönig, der schwäbische Ritter Gottfried von Hohenfels. Er gewinnt unsere ganze Sympathie und nimmt unseren Antheil lebendig in Anspruch auf allen seinen Reisen und Abenteuern in Asien, denen er nicht früher ein Ziel setzt, bis er seine als Kind geraubte Tochter Gertrud als schön erblühte Jungfrau im Banne des Alten vom Berge, des Scheikh el Dschebel, wiederfindet. Aber auch dann legt er sein Schwert noch nicht nieder, sondern kämpft im Oriente gegen die Ungläubigen und dann im Preußenlande in den Schaaren der Ritter des deutschen Ordens und schließlich seine Heldenthaten in der blutigen Mongolen Schlacht bei Liegnitz. Nach ihm oder besser neben ihm fesselt uns das zuweilen von einem geheimnisvollen Zauber umhüllte Schicksal Dschani's, des Fahnen-trägers des Mongolenfürsten Dschebu des Wolfes, einer wahren Idealgestalt, eines orientalischen Steppensohnes, in seiner robusten Natürlichkeit und Unverdorbenheit. Seine Fahrten vom Lande der Sarazenen bis nach Schwarz-China und die Abenteurer auf denselben geben dem Verfasser Gelegenheit zu einer Reihe farbenprächtiger Schilderungen der orientalischen Welt, die mit Recht gelesen zu werden verdienen. Wir empfehlen das prachtvoll ausgestattete Buch zur Lecture — und namentlich der Jugend. — Ein zweibändiger Roman von dem fruchtbaren Publicisten Michael Klapp: „Die Bankgrafen“ (Bern, Georg Frey und Co. 1877) bildet ein äußerst fesselndes Spiegelbild der Schwindelzeit in den Jahren 1872 und 1873. Es ist dieser der moderne Roman *καταβολαι*, der dem nicht börsenkundigen Leser mit einem Male eine fremde Welt ganz eigener Art vorzaubert. In ihr ist das goldene Kalb der alles bezwingende Fetisch, dem in wunderbarer Einmütigkeit Alles, Fürst, Jude, Mönch u. dient. Die Allgewalt des Mammons ist es, die die Fäden zu den interessanten Verwicklungen dieses Romanes verknüpft. Er ist ein Sitten- und Culturbild jener Zeit und schildert den Kampf — nicht ums Dasein — den Kampf um den Luxus, der in dieser Zeit unter den Börsenfamilien geführt wird, bis der unglückselige Black Friday, der schwarze Freitag des Krachs, kam und die ganze Welt des Schwindels unter sich begrub. Vom streng künstlerischen Standpunkte aus würden wir Einiges an diesem Romane zu bemängeln haben, — aber wir wollen diesen Maßstab hier nicht so straff anlegen und lassen den Roman das sein, was er zunächst sein will, ein getreues, mit Meisterschaft ins Detail ausgeführte Portrait einer merkwürdigen Zeit der finanziellen Welt, — ein „didaktischer Roman“, wie ihn kurz und bezeichnend einer meiner Freunde nannte, der ihn mit mir gelesen hat. Die Lesenswürdigkeit, die zweifellos den „Bankgrafen“ zukommt, gebührt den „Starcken“, einer historischen Erzählung von S. Kohn (Breslau, S. Schottländer, 1878), nicht. Die „Starcken“ rechtfertigen die Erwartung keineswegs, mit der man wol an die Lectüre einer neuen Erzählung von dem berühmt gewordenen Verfasser des „Gabriel“ geht. Der Inhalt der Erzählung ist weder bedeutend noch besonders spannend. Es handelt sich darin zumeist um die Erprobung einer phänomenalen Körperstärke der einer Prager Judenfamilie entstammenden Brüder Tauffig — „der Starcken“ — die sie dem alten Murrkopf und Kapitalstecher Leopold von Dessau gegenüber mehrmals zur Anwendung bringen. In der Exposition und in der Darstellung treten Mängel zu Tage, deren wir uns von einem gepriesenen Autoren wie S. Kohn nicht versehen. — Auch auf dramatischem Gebiete haben wir zwei Nummern anzumerken, die „Marguerites-Reines“, zwei Bluetten von Emerich Grafen Stadion (Prag, J. G. Calve, 1878), die er der „reine par l'esprit“ Fürstin Pauline Metternich widmet. Das erste Stück ist in französischer Sprache abgefaßt: Le malheur d'être tante, comédie en un acte, das zweite ist ein deutsch geschriebenes Lustspiel: Die ersten Schneeflocken. Beide Stücke suchen eine und dieselbe reizende „Charade“, die einer unbewußten Liebe, zu lösen, welche einmal in dem Herzen des Emile de St. Aubain, das anderemal in dem der Ara von Seewied der Entrüthselung entgegenharret. Diese wird vom Verfasser in

einer Weise zu Stande gebracht, die ein gewandtes Talent für das leichte Lustspiel zeigt und auch errathen läßt, daß der Verfasser bei französischen Lustspieldichtern — was raschen, lebendigen Dialog, witzige Wendungen und geschickte Mache anbelangt, — mit Erfolg in die Lehre gegangen ist.
S. Neubauer.

Bohemica aus den Publicationen diverser Vereine und Gesellschaften.

- Die Berichte über die Schlacht am weißen Berge bei Prag. Zusammengestellt von Dr. A. Gindely. 56. Bd. des „Archiv f. österr. Geschichte“, herausgeb. von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Wien 1877.
- Correspondenz der von der Stadt Eger (1742) an das Hoflager Karl VII. nach Frankfurt Abgeordneten: Joh. Chr. von Brusch und Joh. Trampeli mit dem Rathe der Stadt. Von Ed. Kittel. Ebendasselbst.
- König Wenzels Achtbrief wider Halberstadt, Quedlinburg und Aschersleben 19. März 1389. Nach der im herzogl. Haus- u. Staatsarchive zu Zerbst befindlichen „zu den Betelern“ [= Zebra bei Horzowitz] datirten Urkunde mitgetheilt von Fr. Kindscher in „Zeitschrift“ des „Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde“. 11. Jahrg. Wernigerode 1878.
- Ein Gedicht aus der Hussitenzeit. Nach dem in der Bibliothek zu Sangershausen sub Nr. 95 B. enthaltenen latein. Manuscripte mitgetheilt von Al. Reinecke in „Neue Mittheilungen . . . des Thüringisch-Sächsischen Vereins . . .“ XIV. Bd. Halle 1878.
- Bericht über den Vortrag des Dr. Krebs: „Ueber einen nach der Schlacht am weißen Berge zwischen dem Grafen von Hohenlohe und dem Obersten von Stubenvoll entstandenen Zwist. 55. Jahresbericht der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur.“ Breslau 1878.
- Referat über Th. Schäfers Vorträge über Nordböhmen. XV. Jahresbericht des „Vereins für Erdkunde in Dresden“. Dresden 1878.
- Referat über Th. Schäfers Vortrag über die böhm. Kreisstadt Eger und Referat über Friedemanns Notizen über die historische Entwicklung des Namens „Erzgebirge“. Ebendasselbst.
- Ueber die Verhandlungen König Johanns von Böhmen zu Paris 1323 von Dr. W. Friedensberg: XIX. Bd. der „Forschungen zur deutschen Geschichte“, herausg. v. d. kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Göttingen 1879.
- Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder, insbesondere Mährens, im XVII. Jahrg. Von Chr. N. von d'Elvert. 4. Bd., bildet den 23. der „Schriften der histor.-statist. Section der k. k. mähr.-schlesisch. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde“. Brünn 1878.
- Briefe Albrechts von Waldstein an Karl von Harrach 1625—1627. Nach den eingehändigen Originalen des gräf. Harrach'schen Archivs in Wien herausg. von Ferd. Tadra. Im XLI. Bd. 2. Hefte der „Fontes rerum austriacarum,“ herausg. v. d. k. k. Akademie der Wissenschaften, Wien 1879.
- Graf Georg Fried. v. Hohenlohe und die Schlacht am weißen Berge bei Prag von Dr. J. Krebs. Im 19. Bd. 3. Hft. der „Forschungen zur deutschen Geschichte,“ herausg. von der k. bayr. Akademie der Wissenschaften. Göttingen 1879.
- Die Schlacht auf dem Marchfelde am 26. Aug. 1278 von G. Köhler. Im 19. Bd. 2. Hft. der „Forschungen zur deutschen Gesch.“
- Zur Schlacht bei Dürnkrut von Ottokar Lorenz. Im 6. Bd. 2. Hft. der „Histor. Zeitschrift von H. v. Sybel. München 1879.
O. L.

Tschechische Bibliographie.

Dr. J. Kalousek: Karel IV., otec vlasti (Karl IV., Vater des Vaterlandes). V Praze 1878. Nákladem Vilimka. fl. 8.

- Josef Emler:** Spisové císaře Karla IV. (Schriften Kaiser Karls IV.) Na oslavu pětistyleté památky jeho sbor matice české. V Praze 1878. Nákladem matice české. 8.
- J. Kř. V.:** Císař Karel IV., otec vlasti (Kaiser Karl IV., Vater des Vaterlandes). V Praze 1878. Nákladem katolického spolku tiskového. fl. 8.
- Částka I.: Letopisný nástin hlavních událostí ze života císaře Karla IV. od roku 1316—1378 (1. Th.: Historische Skizze der Hauptbegebenheiten aus dem Leben Kaiser Karls IV. vom Jahre 1316—1378).
- Částka II.: Proč císař Karel IV. otcem vlasti sluje. (2. Th.: Warum Kaiser Karl IV. Vater des Vaterlandes heißt.)
- Dr. J. Durdík:** Řeč v pětistiletou ročnici úmrtního dne Karla IV. (Nede zum 500jährig. Gedächtnistage des Todes Karls IV.) Proslovená ve slavnostní schůzi akad. čten. spolku dne 4. prosince 1878. V Praze 1879. Nákladem vlastním. fl. 8.
- Karel Adamek:** Doba poroby a vzkříšení. Rozhledy v kulturních dějinách království českého v XVII. a XVIII. stol. (Zeitalter des Verfalls und der Wiedererhebung. Entwurf der Kulturereignisse im Königreiche Böhmen im XVII. u. XVIII. Jahrh.) V Praze 1878. V komisi kněhkupectví Dra Grégra a F. Dattla. 8.
- Jaroslav Goll:** Vypsání o mistru Jeronymovi z Prahy. Kronika o Janu Žižkovi. (Auszüge über Meister Hieronymus von Prag. Kronik von Johann Žižka). Podlé starého rukopisu. V Praze 1878. Nákladem J. Otty. 8.
- Fr. J. Zoubek:** O zakládání měst v Čechách v XIII. století. (Ueber Städtegründungen in Böhmen im XIII. Jahrhundert.) Vydala beseda učitelská. V Praze 1878. Nákladem besedy učitelské. 8.
- Dr. Anton Rezek:** Paměti Mikuláše Dačického z Heslova. (Memoiren des Nikolaus Dacichy von Heselau). Svazek I. V Praze 1878. Nákladem matice české. (Číslo 5. „Památky staré literatury české“).
- J. Řehak:** Filip Villanova, český biskup pod obojí. (Philipp Villanova, ein böhm. Bischof sub utraque) 1504—1507. Dle původních pramenů. V Hoře Kutné. Komisi knihkupectví J. Otty v Praze 1878.
- A. C. Ludikar:** O řádu maltánském, se zvláštním zřetelem na Čechy. (Der Malthejerorden, mit besonderer Berücksichtigung auf Böhmen). V Klatovech, nakl. vlastním 1878.
- J. Liehmann:** Statistické popsání okresu Zbraslavského v království českém 1879. (Statistische Beschreibung des polit. Bezirks Königsaal). V Praze, nakl. vlastním 1879.
- Just. Prášek:** Politický okres Klatovský. (Der politische Kreis Klattau). Vypsání statistické i historické tří okresů: klatovského, plánického a nýrského. Díl I.: Země i lid. Klatovy, nakl. spisovatelovým.
- Ant. Vašek:** Filologický důkaz, že rukopis Královdorský a Zelenohorský, též zlomek evangelia sv. Jana jsou podvržená díla Václava Hanky. (Philologischer Nachweis, daß die Königinhofer und Grünberger Handschrift, sowie das Bruchstück des Evangeliums des hl. Johannes Fälschate des B. Hanfa sind.) V Brně 1879, nakl. spisovatelovým.
- Jos. Emler:** Dějepis všeobecný. Oddíl I.: Dějiny středověké. Od konce stol. V. až do konce stol. XV. (Allgem. Geschichte. I. Th.: Das Mittelalter v. Ende des 5. bis Ende des 15. Jahrhunderts) Sepsal Fr. Šembera. V Praze 1879, nakl. J. Otto.
- Bibliotéka místních dějepisův pro školu a dům.** (Bibliothek der Ortsgeschichten für Schule und Haus). Vydává Fr. A. Urbánek; pořádá A. N. Vlasák. V Praze, nakl. Fr. A. Urbánek.
- Svazek VII.: Okres Mlado-Boleslavský (der Jungbunzlauer Kreis), sepsal V. Vaněk. 1878.
- Svazek VIII.: Okres Sedlecký na Tábořsky (der Sedlezer Kreis), sepsal A. N. Vlasák. 1879, O. L.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVIII. Jahrg.

II.

1879/80.

Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit. Herausgegeben vom kgl. böhm. Landesarchive. Bd. I. Prag 1877. Verlag des böhm. Landesausschusses. Druck von Dr. Ed. Gregr. 4^o. IV. und 646 S.

Die Herausgabe historischer Quellschriften, insbesondere urkundlichen Materials ist eine mühevoll und undankbare Arbeit. Nur der Fachmann weiß sie vollkommen zu würdigen und erkennt dankbar das Verdienst dieser so unscheinbaren und doch so unerlässlichen Kärnerdienste für die Könige der Wissenschaft. Wie die Ansichten über die zu stellenden Anforderungen an derlei Publikationen auch aneinander gehen mögen: zwei Bedingungen müssen jedenfalls erfüllt werden. Einmal muß der gegebene Text philologisch und diplomatisch genau und verläßlich sein, dann muß der Herausgeber dafür sorgen, daß die Benützung desselben möglichst erleichtert werde. Urkundliche Stücke, die vorwiegend bloß nachgeschlagen und eingesehen werden, müssen insbesondere durch zahlreiche Erläuterungen und Verweise, durch genaue Inhaltsangabe und Registrirung, durch Anführung aller Daten u. s. w. leicht lesbar gemacht werden, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen sollen. Bei dem ungeheueren Fortschritte, den die kritische Behandlung der Geschichtsschreibung genommen hat, haben sich natürlich die Anforderungen an die Herausgeber immer mehr gesteigert; musterhafte Editionen wie Weizsäcker's „Reichstagsakten“ haben auch die anzuwendenden Grundsätze genau festgestellt. Es ist also nur eine ganz gerechtfertigte Erwartung gewesen, wenn wir mit den besten Hoffnungen und gespannter Aufmerksamkeit an die Durchsicht eines Werkes gingen, das bestimmt ist, die heimische Geschichte von 1526 an bis auf die Gegenwart durch urkundliches Material auf sichere Grundlagen zu stellen, ein Werk, das mit Unterstützung des hohen böhmischen Landtages erst nach langjährigen Vorbereitungen herausgegeben wurde, und dessen Redaction sich allem Erwarten nach in den besten Händen befand. Was Wunder, daß man eine ausgezeichnete Leistung erwarten durfte. Es ist nicht unsere Schuld, wenn diese Hoffnung sich nicht erfüllte; nicht immer deckt eine berühmte Flagge makellose Waare.

Schon die kurze Vorrede ist nicht geeignet, uns ein günstiges Bild von der Sorgfalt der Editoren zu geben. Wir erfahren, daß Prof. Dr. Gindely die Revision der deutschen, Archivsadjunkt Dworsky die der böhmischen Aktenstücke übernommen hat. Im Uebrigen wird uns über die Art und Weise der Herausgabe nur mitgetheilt, daß die Originalorthographie der deutschen Urkunden zum Theile geändert wurde, indem alle überflüssigen Doppelbuchstaben, alle ganz

und gar veraltete Schreibweisen, die unrichtig gebrauchten großen und kleinen Anfangsbuchstaben nach moderner Schreibung richtig gestellt wurden, die Eigennamen aber unverändert blieben und die böhmischen Aktenstücke durchwegs modernisirt wurden und „nur sprachliche Eigenthümlichkeiten“ festgehalten blieben.

Betreffs der böhmischen Eigennamen ist nichts erwähnt, doch zeigen Formen wie Švihov und Kouřim zc., daß auch hier die neuere Schreibweise beliebt wurde. Abgesehen davon, daß von einer auf philologischen Grundsätzen ruhenden Regelung der Orthographie keine Rede ist, sondern offenbar die Bequemlichkeit der Herausgeber maßgebend war, sind diese nicht einmal in Anwendung derselben consequent gewesen. Nr. 128—30 (S. 169—73) sind unverändert abgedruckt worden, weil die Herausgeber „fürchteten, daß orthographische Aenderungen ein undeutliches Bild der Sprache dieser Briefe geben würden.“ Nach unserer Ansicht darf überhaupt niemals die Sprache eines Aktenstückes in der Herausgabe geändert werden, was aber der falsche Gebrauch von Majuskeln und Minuskeln mit der „Sprache“ zu thun hat, ist unerfindlich. Im Uebrigen bieten die citirten Stücke in ihrer Orthographie nichts, was sich nicht in andern Drucken und Manuskripten des 16. Jahrhunderts fände. Andere Inconsequenzen gegen die aufgestellten Regeln sind: Gleidt, Prinz, Erzherzog, Erbschenk, Turcken neben Gleit, Prinz, Erzherzog, Erbschenk, Turken (S. 53—73) u. s. w. In böhmischen Stücken steht muoj, buoh, ča-uov (Nr. 1—3) neben māj (Nr. 37), fary (Nr. 13a); přiteli (Nr. 1—3) neben přieteli (Nr. 37, 134); ste (Nr. 1—3) neben jste (Nr. 37, 121), oft in einem und demselben Stücke.

Zur Orthographie gehört aber auch die Interpunktion. Diese soll — namentlich bei den weitläufigen Redensarten des XVI. Jahrhunderts — die Lectüre möglichst erleichtern. Ueber die angewendeten Grundsätze ist nichts angegeben, wir finden aber Satzmonstra wie S. 77, S. 87, S. 511, S. 597, S. 601 zc., die mit leichter Mühe in kleinere, verständliche Sätze hätten übertragen werden können. Auch ganz falsch ist interpungirt worden. Seite 173 heißt es (Absatz II von oben): „Es hat mir hewtt eyn grosser Herr gsagett, das der Ferdinandus zeu pressburgk Ist bey der schwester, so Ist Berber von Pollen;“ weiter unten (Absatz VII) steht nun: „Berber von Pollen, sagett Her steffan schlick, lebe noch, sey von dem turgken gffangen; während aus dem Zusammenhange hervorgeht, da überdies bekanntlich Stefan Schlick bei Mohács gefallen war, daß es heißen muß: Berber von Pollen sagett, Her Stefan Schlick lebe noch u. s. w. was, wie man sieht, den Sinn bedeutend ändert.

Doch es wären noch zahlreiche andere Fragen in der Vorrede zu beantworten gewesen, umsomehr als hier manche eigenthümliche Fälle vorliegen, die in den Verhältnissen des Landes gelegen, in andern Publicationen ihre prinzipielle Erledigung noch nicht gefunden haben. Wir meinen die Sprachenfrage. Mehrere Aktenstücke sind in doppelter Ausfertigung deutsch und böhmisch, oder böhmisch und lateinisch abgedruckt. Nach unserer Ansicht ist das nur dann gerechtfertigt, wenn beide im Originale vorliegen oder wenn eine der beiden erhaltenen Formen von der andern im Inhalt oder der Anordnung abweicht. Sonst wäre blos das Vorhandensein einer anderssprachigen Ausfertigung anzumerken gewesen. Sind Original und Copie vorhanden, so ist selbstverständlich blos das Original zu drucken, bei zwei Copien müssen Alter, Ort der Ausfertigung, Kanzleigebrauche u. s. w. entscheiden, welche von beiden abzudrucken ist. Weichen beide Ausfertigungen von einander ab, so muß dies kenntlich gemacht werden. — Die Nummer muß bei beiden Actenstücken dieselbe sein und durch beigefügte Buchstaben unterschieden werden. Diese Grundsätze wurden jedoch von den Herausgebern nicht befolgt. Die beiden unter Nr. 23 z. B. abgedruckten Stücke sind beide Copien, aber — wosern nicht die Editoren selbst diesen Fehler verschulden — die böhmische Ausfertigung enthält eine correctere Reihenfolge der Absätze und ist offenbar, da der Akt vom böhmischen Landtage ausging, nach dem eigentlichen Originale gefertigt, während der lateinische Text die Reihenfolge verändert. Doch ist diese Abweichung in keiner Weise geltend gemacht. Ich füge die Reihenfolge, wie sie sich im Abdrucke ergibt, hier an. Dabei ist analog dem lat. Text der erste Absatz des böhmischen von uns in zwei zerlegt worden.

Čechischer Text: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27.

Lat. Text: 1—12. 16—27. 13—15.

Es ist daraus vielleicht ersichtlich, daß der Copist eine Seite überschlagen und dann dieselbe nachgetragen hat. Bei den zwei Aktenstücken unter Nr. 24, ist der čechische Text nach einem unvollständigen Drucke gegeben, der, wie es scheint, ohne Ort und Jahr erschien, da die Herausgeber nichts darüber angeben. Die Lücken desselben sind aus irgend einem Brünnner Manuscript ergänzt, über dessen Inhalt, Alter u. s. w. kein Sterbenswörtchen verlautet. Der deutsche Text ergibt sich als eine gleichzeitige Copie. Warum also nicht der deutsche Text allein abgedruckt wurde, der ohnehin vollständiger ist, scheint unbegreiflich. Allein noch ein Zweites ist ebenso wunderbar. Zum Schlusse fehlt in der čechischen Form der Eid der Wähler, der im deutschen Text so lautet: „Item dieser Eid solle zur Erwelung des Kunigs von jeder Person, so darzue erkiet, in Sunderheit in sant Wenzls Capeln mit zweien aufgereckten Fingern stehend gethan werden, wie hernach folgt: Ich N. von N. swere Got dem Almechtigen, seiner lieben Muettern und allen Heiligen und der ganzen Gemein der Cron Beheim u. s. w. (S. 47). Nun heißt es in Nr. 21 (Přisaha volenců) gleichfalls aus einem nicht näher bezeichneten Brünnner Manuscript: „Tato přisaha má činěná býti k volení krále od každé osoby k tomu zvolené zvlášť, v kapli sv. Václava, zdvihnouc dva prsty a stojíc, v tato slova: Přisahám pánu Bohu, matce boží, všem svatým i vši koruně české u. s. w. —

Die gleichlautenden nur in verschiedenen Sprachen abgefaßten Nr. 44 und 45, 46 und 47, 137 und 138, 241 und 42 u. s. w. tragen verschiedene Nummern, dagegen sind Nr. 23, 24, 169, 189, 215 u. s. w., obwohl in doppelter Ausfertigung nur mit einer Nummer bezeichnet. Nr. 44 ist Original, dennoch wird die analoge deutsche Copie unter Nr. 45 abgedruckt; neben der wahrscheinlich gleichzeitigen deutschen Copie Nr. 215 steht unter derselben Nummer ein Abdruck nach einem fehlerhaften Manuscripte des 17. Jahrh. Aus demselben Manuscripte Nr. 273 neben der Copie Nr. 272; neben der Copie Nr. 242 ein undatirter Druck Nr. 241.

Die Sprachenfrage hat überdies noch eine komische Einrichtung des Buches verschuldet. Während Titel, Vorrede und Register in deutscher Sprache abgefaßt sind,*) sind die Unterabtheilungen mit doppeltem Titel, die einzelnen Aktenstücke aber, je nach der Sprache ihres Textes, mit deutschen, čechischen oder lateinischen Ueberschriften und spärlichen Erläuterungen versehen. Die 4 französischen Stücke, die aus Gevay abgedruckt sind, erhielten dagegen deutsche Ueberschriften und die Druckbogen čechische Signaturen.

Waren diese Schwierigkeiten und Fehler in den speziellen Verhältnissen begründet, so sind noch andere höchst auffallende Gebrechen vorhanden, die keineswegs mit denselben Gründen entschuldigt werden könnten. Vorerst fehlt jede Andeutung, nach welchen Grundsätzen man bei der Auswahl des zu Publicirenden vorging, jede Mittheilung über die benützten Archive, über Kanzleigebräuche; natürlich ist ebensowenig eine Einleitung vorhanden, welche uns über die historischen Verhältnisse, über die vorkommenden Personen, Ausdrücke u. s. w. orientiren würde. Ja selbst ein Inhaltsverzeichnis oder ein chronologisches Register fehlen. Wie es aber mit der Ordnung der Stücke überhaupt bestellt ist, werden wir gleich sehen. Die erste Abtheilung ist die umfangreichste, sie nimmt 175 Seiten, also mehr als den vierten Theil des ganzen Bandes ein und behandelt den Wahltag von 1526. Von den 133 Nummern sind 23 und 24 doppelt, 44 und 45, 46 und 47 identisch. Die einzelnen Stücke sind wieder in 8 Abtheilungen eingereiht: I. Böhmisches Landtagsakten S. 1—88, Nr. 1—41; II. Mährische Wahlakten S. 89—99, Nr. 42—53; III. Schlesiensche Akten S. 99—112, Nr. 54—61; IV. (dort V!) Lauftiger Akten S. 112—8, Nr. 62—66; V. (dort VI!) Bairische Akten S. 118—65, Nr. 67—125; VI. (dort VII!) Zuschriften an den Kurfürsten von Sachsen S. 165—68, Nr. 126—27; VII. (dort VIII!)

*) Eine besondere Ausgabe bringt diese Partien in tschechischer Sprache. Die Redaktion.

Correspondenzen mit Herzog Georg von Sachsen S. 169—74, Nr. 128—32; VIII. (dort IX) (!) Nachtrag zu den schlesischen Akten S. 175, Nr. 133.

Nun ist Nr. 17, welches Stück in die böhmischen Akten eingereiht ist, eine „Instruction des Herzogs Johann Friedrich von Sachsen für Anarch von Wildenfels zur Werbung bei dem Kurfürsten Johann von Sachsen bezüglich eines neu zu wählenden Königs in Böhmen,“ gehört also nach Abtheilung VI. Nr. 85 unter den bairischen Akten ist überschrieben „Herzog Johann von Sachsen an die böhm. Stände: wünscht, daß die bevorstehende Königswahl glücklich ausfalle.“ Von Baiern steht kein Wort drin. Nr. 67 die Werbung des Polenkönigs enthaltend ist unter die bairischen Akten eingereiht, weil sich das Aktenstück im Münchener Archiv befindet. Unter den Aktenstücken der ersten Abtheilung sind Nr. 38—41 nicht am richtigen Orte, weil sie den Herausgebern zu spät zugekommen sind. Wie steht es aber mit den übrigen? Nr. 18 handelt von der Wahl Ferdinands, Nr. 19 ist das Ausschreiben zu dieser Wahl, Nr. 20 ist die Botschaft Ferdinands an den Landtag, Nr. 21 der Eid der Wähler, Nr. 22 das Namensverzeichnis der Landtagsgesandten an den erwählten König, Nr. 23 die Instruction derselben vom Landtage, Nr. 24 die Artikel des böhmischen Landtags vor der Wahl. Nur einige aus den zahlreichen Fehlern in der Reihenfolge und Numerirung der Aktenstücke wollen wir noch hervorheben. Es folgen auf einander: Nr. 132, 133, 134, 132, 133, 134 dann Nr. 271, 272, 273, 272, dann Nr. 292, 294, 294, 294, 295. Auf Nr. 199, auf Nr. 213, auf Nr. 245 folgt je ein unnumerirtes Fragment, davon das erste und dritte aus Beleslavins histor. Kalender, das zweite aus einem Manuskripte der Lobkowitzischen Bibliothek, aus dem andere Stücke mit Numern abgedruckt sind. Wir sehen also, wie dringend nothwendig ein Inhaltsverzeichnis und ein chronologisches Register wären, um sich in diesem Chaos zurechtzufinden.

Sollte man aus den Angaben der Herausgeber einen Schluß ziehen, so müßte es herzlich schlecht um die Ordnung der Archive im Allgemeinen bestellt sein. Kein einziges Aktenstück aus dem Wittingauer Archive, aus der Bibliothek des Fürsten Lobkowitz, aus dem Brünnener Landesarchiv, dem Kuttenberger Archive trägt eine Signatur. Und selbst die Archive der böhm. Statthalterei, des Ministeriums des Innern, das Haus-, Hof- und Staatsarchiv, das Archiv des Reichsfinanzministeriums haben im besten Falle nur eine Signatur des Faszikels ohne die Folien zu bezeichnen. Ja selbst aus dem Münchener Archive sind einige Stücke ganz unbezeichnet. Es wundert uns dies freilich nicht, wenn wir sehen, daß selbst Drucke neuerer Zeit, wie die Verhandlungen der böhmischen Museums-gesellschaft, nicht paginirt zu sein scheinen, da eine Seitenangabe bei den daraus entnommenen Stücken fehlt. Ueber die Copien fehlt fast durchwegs eine Angabe über ihr Alter, über ihre Beschaffenheit, ob sie in einem Copialbuche oder auf losen Blättern sich befinden, bei den oft citirten Brünnener und Lobkowitzischen Manuskripten jede weitere Angabe über ihren Inhalt; nur einmal kommt eine vage Andeutung über ihr Alter vor. Bei den in den Verhandlungen des böhm. Museums abgedruckten Stücken wurden die Handschriften offenbar nicht collationirt. Die Angaben über frühere Editionen von Aktenstücken sind jedenfalls unvollständig. Nr. 244 ist nach Buchholz Ferdinand I, 4,510 bereits in J. A. Schmid's chronolog.-system. Sammlung der Berggesetze des Königreiches Böhmen Bd. I, Nr. 23 abgedruckt. Das Stück Nr. 156, das nahezu 10 Druckseiten in groß 4^o einnimmt, war mit Rücksicht auf Loserth, die Krönungsordnung des Königs von Böhmen (Archiv f. öst. Gesch. 54 Bd. pag. 27 ff.) überhaupt nicht mehr abzudrucken, und wenn man schon von den Gebeten einiges aufnehmen wollte, so genügte es die Abweichungen von dem fixirten Ceremoniell festzustellen. Die Bemerkung bei Loserth (a. a. O. pag. 26) ist ganz und gar außer Acht gelassen worden. Daß dann auch Aktenstücke in der vorliegenden Sammlung fehlen, zeigt das citirte Werk von Buchholz. So ist es mit der Verlässlichkeit des Textes bestellt. Sehen wir nun, was die Herausgeber für die Benützbareit desselben geleistet haben.

Da die gegebenen Stücke nur zu geringem Theile Originale sind, hätten die Herausgeber immerhin kleinere Emendationen des Textes vornehmen können. Statt dessen finden sich hier und da einige Erklärungen, im Ganzen ungefähr an 10 Orten. Erklärt wird einmal

Jörg Schick (S. 120) durch Frit, kasse (S. 171) durch Kaschan, ein Caspar (S. 163) wird auf Caspar Winker gedeutet, erben (S. 157) durch arbeiten erklärt und (S. 81) Ansehung zu Ansuchung verbessert. An anderen Orten sind viel schwierigere Dinge unerklärt geblieben. Vmrakuss (S. 169), für v. Mrakuss (Mrakšy), weyn (S. 171) für Wien, und andere hätten erklärt werden sollen. An vielen Orten stehen einfach Fragezeichen, ohne daß eine oft naheliegende Conjectur gemacht würde. Zu den von Bezold (Hist. Zeitschrift N. F. V. 182) ange- merkten fügen wir hinzu: der „Burggraf von Reysseuiger (S. 172) ist wol Wilhem Riesen- berger, der Burggraf von Karlstein der domine panell (S. 171) ist Paul Tomary, der Graf Kristof von Krabatten ist Christoph Frangipani, das Simicher Land (S. 185) ist Sümegh, die Polen philippkey und mathiofsky (S. 170) hießen Johann Pileczki und Johann Maciejowski; S. 11 ist non (?) in noch zu verbessern u. s. w.

Innerhalb der einzelnen Stücke sind fast nirgendwo die vorkommenden Daten angegeben; daß es an einigen Stellen doch geschah, zeigt erst deutlich, wie sehr wir diese Angaben vermiffen. Beispiele sind unnötig, sie finden sich aller Orten. Verweise auf andere Stellen z. B. bei den zahlreichen Eidesformeln, Krönungszeremonien finden sich fast gar nicht. Schon Bezold hat darauf aufmerksam gemacht, daß sich unnütze Wiederholungen vorfinden, nur an einer Stelle ist ein bloßes Regest, dagegen meist vollständige Wiedergabe des Unnötigen, ein Umstand, für den mehrfache Belege gegeben werden können, die wir aber bei der Kürze des uns zur Verfügung stehenden Raumes übergehen können.

Am Schluffe ist ein Register beigelegt, das wieder in drei Abtheilungen zerfällt, ein Ortsregister, ein Personenregister und ein Register der zweifelhaften Personennamen. Das System der wissenschaftlichen Register ist längst verlassen: Orts- und Namenregister werden heute nicht mehr getrennt, da sich die Personennamen oft von denen der Orte nicht scheiden lassen. Innerhalb jedes Registers sollten die Personen einer Sippe unter einem Schlagworte vorkommen, so z. B. alle Riesenberge u. s. w., die Bürger wären bei den Städten einzureihen also z. B. Bodička von Kouřim bei dieser Stadt, Bodička von Horaždiowitz unter dem Schlagworte Hor. Von den einzelnen Personen sollten Geburts- und Sterbedaten und sonstiges Biographisches hinzugefügt werden. Bei Stanislaus v. Olmütz z. B. sollte doch sein Name Thurzo sammt den betref- fenden Daten stehen. Alle Formen, in denen der Name vorkommt, sollen im Register zu finden sein, also nicht bloß Mrakšy sondern auch Maraxi, Mrakuss, Vmrakuss, Amrakuss u. s. w., nicht bloß Johann Zapolya sondern auch Bajda ic. Vor allem aber darf das Register nicht unvollständig sein. Wo sind z. B. Michel Karg (S. 11a), Hans Ebner (S. 11a), der Diener Paul des Riesenbergers (ibid.) Bodička aus Horaždiowitz (S. 5) Putsch (S. 11) u. s. w.? Ein Glossar, wie es Erben seinen musterhaften Regesten beigelegt, fehlt gänzlich. Warum es z. B. in der Ueberschrift zu Nr. 56. Leobschütz heißt, im Register aber Lubschütz zu finden ist, bleibt wohl immer Mysterium. Druckfehler sind keine angegeben, wiewohl es von solchen wimmelt. Unter solchen Umständen ist die Entscheidung schwer, welcher Fehler den Herausgebern und welcher der Druckerei zur Last fällt.

Philipp Löwy.

Anton Bašek, Professor am slavischen Gymnasium zu Brünn. Philologischer Beweis, daß die königinnhofer und grünberger Handschrift, und das Bruchstück des Johannesevangeliums ein Nachwerk Wenzel Hankas seien. Brünn 1879. Selbstverlag.

Noch ist der Lärm des Kampfes nicht verhallt, den Professor Schemberas Angriff auf die grünberger Handschrift, und das Johannesevangelium, diese „Perlen“ altschöner Dichtkunst und Literatur hervorgerufen hat, und abermals erscheint ein neuer Gegner derselben auf dem Kampfplatz.

Es ist für die Verteidiger dieser „Perlen“ gewiß ein höchst unangenehmer Umstand, daß auch dieser neue Kämpfer kein Fremder ist, dem man allenfalls unzulängliche Kenntnisse der slavischen Philologie, oder Mißgunst, welche die Sächsen um den Besitz so altherwürdiger Sprachdenkmäler beneidet, vorwerfen könnte — sondern, daß ein Stammesgenosse einen derartigen „Verrath“ an Nation und Vaterland begeht.

Es gehört gewiß nicht wenig Muth und Ueberzeugungstreue dazu, um bei der in derlei Angelegenheiten auf czechischer Seite beliebten Kampfweise, die durch den Autoritätsglauben geheiligten Dinge beim wahren Namen zu nennen, und es erweckt dieser Umstand unbedingt ein günstiges Vorurtheil für jene Männer, die sich durch die drohende Gefahr für Verräther an Nation und Vaterland erklärt zu werden, nicht abhalten lassen, für das was sie als Wahrheit erkannten, ihre Waffen zu erheben.

Auch Professor Bašek ahnt, daß er diesem Schicksal nicht entgehen wird; — erzählt er doch schon in der Vorrede, daß er keine Zeitschrift finden konnte, welche seiner Abhandlung ihre Spalten geöffnet hätte, und richtet an seine Gegner das dringende Begehren, den Streit auf wissenschaftlichen Gebiete zu führen, und nicht auf das politische und nationale hinüberzuziehen — vergebliches Bemühen!

Professor Bašek stellt als Schlußergebnis seiner Forschungen nachstehende Behauptungen auf.

1. Die königinhofer Handschrift ist das Werk eines einzigen Dichters, und nicht eine Sammlung von Gedichten aus verschiedenen Zeitperioden, und von verschiedenen Verfassern.

2. Die grünberger Handschrift ist aus derselben Dichterschule hervorgegangen, wie die königinhofer.

3. Die königinhofer und grünberger Handschrift, so wie das Bruchstück des Johannes-evangeliums sind gefälschte Nachwerke einer neuen Zeit.

4. Wenzel Hanka ist der Verfasser dieser gefälschten Schriften.

Der Beweis der 3 ersten Sätze, wird, wie schon der Titel des Buches verräth, beinahe ausschließlich auf philologischem Wege erbracht, u. zw. hauptsächlich durch Vergleichung mit den als echt anerkannten czechischen Sprachdenkmälern des 14. Jahrhunderts. Der Verfasser weist dem Fälscher zahlreiche Fehler in der Abänderung der Adjectiven, in den Zeitformen, in der Lautlehre, in der Syntax, in dem Gebrauch einzelner Worte, in den zusammengesetzten Worten, in der Bildung von Eigennamen, u. s. w. überdieß auf Germanismen nach. Er führt Stellen aus beiden Handschriften an, zergliedert sie, und erklärt sie als ein Gemisch von altslavischen, russischen, serbischen, alt- und neuecchischen und endlich selbst erfundenen Worten. Auf dieses Gebiet können wir dem Herren Verfasser natürlich nicht folgen, da hiezu eine genaue Kenntnis der slavischen Grammatiken und Literaturen von der ältesten bis zur Neuzeit erforderlich wäre, deren wir uns nicht rühmen können, und wohl auch bei dem größten Theil unserer Leser nicht voraussetzen dürfen. Dagegen sei noch von den nicht philologischen Beweisen hervorgehoben, daß bei den Cechen des 9. Jahrhunderts nach Ansicht des Verfassers, solche parlamentarische Formen, wie sie die grünberger Handschrift anzählt, unmöglich in der Uebung gewesen seyn konnten, und daß in der königinhofer Handschrift über den Schauplatz der Begebenheiten eine Unbestimmtheit herrscht, die zu auffallend ist, als daß sie nicht für absichtlich, und in dem Bestreben sich durch allenfällige nähere Ortsbestimmungen keine Blöße zu geben begründet, erklärt werden müßte.

Was den 4ten Satz betrifft, so kann hinsichtlich desselben der Natur der Sache nach, nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis geführt werden, und man muß anerkennen, daß der H. Verfasser zu diesem Zwecke ein reiches Material gesammelt hat. Er schildert Hanka's Persönlichkeit und Charakter, und gelangt zu dem Schluß: Hanka sei dichterisch begabt genug gewesen, um Gedichte wie die hier in Rede stehenden zu verfassen, erfahren genug in altslavischer Sprache und slavischer Literatur überhaupt, um seinen Produkten „ein sadenscheiniges altczechisches Gewand umzuwerfen“, endlich fähig, aus mißverstandenen Patriotismus einen literarischen Betrug zu verüben, damit die Cechen sich wie andere Nationen des Besitzes altherwürdiger Sprachdenkmäler rühmen könnten.

Er hebt die verdächtige Art und Weise hervor — die wir schon aus Professor Schemberas Buche kennen — auf welche die grünberger Handschrift und das Bruchstück des Johannes-evangelium das Licht der Welt erblickten, er weist darauf hin, wie unwahrscheinlich es sei, daß Hanka die königinhofer Handschrift im Jahre 1817 in einem Kellergewölbe hinter einem Wandschrank gefunden habe, u. zw. in Gesellschaft vieler Pfeile aus den Hufitenzeiten, welche

am Schaft statt Federn, Abschneigel des kostbaren Manuskriptes befestigt hatten, und daß die Handschrift nach 400jähriger Verborgenheit in einem feuchten Keller gewölbe unter Staub, Schmutz und Spinnweben begraben, so wohl erhalten aussehen könnte, wie es thatsächlich der Fall ist. Er führt an, daß in der königinhofer Handschrift Nachtragungen und Ausbesserungen mit anderer Tinte vorkommen, als mit der sie geschrieben ist, daß sie Redewendungen, Spracheigenheiten und Gedanken enthalte, die den Gedichten Hankas eigen sind, und zitiert ein Gedicht Hankas aus dem Jahre 1814, welches dem Gedicht Rytice aus der königinhofer Handschrift entgegen gestellt, eine auffallende Familienähnlichkeit bekrundet, und keinesfalls eine Nachahmung desselben seyn kann, weil die königinhofer Handschrift erst im Jahre 1817 gefunden worden seyn soll. Alles dieses in Verbindung mit dem Umstande, daß der Name Hankas mit altböhmischen literarischen Fälschungen, die bereits allseits als Fälschungen erkannt worden sind in naher Verbindung steht, und daß es ihm in seiner Stellung als Bibliothekar des Museums ein leichtes war an der Aufrechthaltung der versuchten Täuschung werththätig fortzuarbeiten, führen den Verfasser zu dem von Professor Schemberas Ansicht abweichenden Schlusse, daß Hankas der Vater dieser Fälschungen sei. — Er hätte noch beifügen können, daß es höchst unwahrscheinlich wäre, daß sich von solchen Gedichten, die offenbar eine Zierde der altböhmischen Dichtkunst gewesen seyn müßten, nur eine einzige Handschrift erhalten hätte, und daß es gerade Hankas beschieden gewesen sei, diese einzige Handschrift zufällig in ihrem Verstecke aufzufinden, und aus ihrer vielhundertjährigen Verborgenheit ans Licht zu ziehen. Die Vertheidiger der königinhofer Handschrift hätten gewiß ein viel leichteres Spiel, wenn der „Zufall“ dieselbe einem Manne in die Hände gespielt hätte, auf dessen Namen kein Verdacht literarischer Fälschungen ruht.

Das sicherste Mittel, dem Streite um die Aechtheit dieser Gedichte, der beinahe so lange dauert, als ihr Bestand bekannt ist, und der immer wieder vom Neuen entbrennt, ein Ende zu machen, wäre wohl eine paläographische Untersuchung der Handschriften, und um diese bittet der Verfasser den Ausschuss des böhmischen Museums.

Das Buch, dessen Inhalt wir hier in kurzen Umrissen wiederzugeben versuchten, trägt das Motto: „Amicus Plato, sed magis amica veritas.“ Es ist eine entschiedene Streitschrift, dabei aber so maßvoll in der Form, als es bei einem Buche möglich ist, in dem der Beweis einer literarischen Fälschung geführt wird. Sein Inhalt wird dem unbekanntem Verfasser der im Jahre 1858 im Tagesboten aus Böhmen gegen die königinhofer und grünberger Handschrift enthaltenen polemischen Artikel, falls er sich noch unter den Lebenden befinden sollte, gewiß eine besondere Befriedigung gewähren. L.

Dr. V. Schlesinger: Die Chronik der Stadt Elbogen (1471—1504). Prag 1879. S. XVI und 202.

Das vorliegende Buch legt Zeugenschaft davon ab, daß der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ seine Aufgabe mit Ernst in das Auge faßt. Er hat mit der Publication der Elbogener Chronik wieder eine Bahn betreten, welcher der ungerübten Zustimmung aller Freunde der böhmischen Geschichte sicher ist und mit Freude und Dank von ihnen begrüßt wird. Ueber Anregung der historischen Section hat der Vereinsausschuss nämlich den Beschluß gefaßt, das deutsch-böhmische Chronikenmaterial in geeigneter Auswahl zu veröffentlichen. Welche Wichtigkeit aber die allmätliche Realisirung dieses Beschlusses in mehr denn einer Richtung haben wird, liegt auf der Hand, wir werden einen unmittelbaren, von den heutigen Parteileidenschaften ungetrübten Einblick in das Getriebe des wackeren deutsch-böhmischen Bürgerthums längst vergangener Jahrhunderte erhalten, werden seine hohe Bedeutung für die Cultur des Landes und seine Einwirkungen auf die politischen Verhältnisse des Landes kennen lernen und besitzen wir erst eine Reihe von Stadt-, Landes-, Stifts- und sonstigen Ortschroniken, dann wird es wohl nicht mehr möglich sein, das an der Entwicklung Böhmens so eminent theilhaftige Deutschthum vornehm zu ignoriren und absichtlich bei Seite zu schieben.

Den Reigen der der Oeffentlichkeit zu übergebenden Chroniken führt die vorliegende an, deren Herausgabe, sprechen wir es nur gleich im Vorhinein frank und frei aus, keiner tüchtigeren Kraft hätte übergeben werden können als dem verdienten und bekannten Geschichtsschreiber der Deutschböhmen. Das der Publication zu Grunde liegende Original, ein Papiercodex, befindet sich im Archiv der Stadt Elbogen, umfaßt 43 Quartblätter, von denen 5 Seiten unbeschrieben sind und 2 einen zur Sache nicht gehörigen lateinischen Aufsatz enthalten. Die gleichzeitige Handschrift, alle Anzeichen eines Authographs an sich tragend, umfaßt die Zeit vom 1. April 1471 bis 5. Januar 1504, und besteht aus dem erzählenden chronikalischen Theil und 62 in demselben verwobenen Urkunden. Die Chronik umfaßt den bedeutungsvollsten Abschnitt der Elbogener Stadtgeschichte, nämlich den Streit mit den der Familie Schlick angehörigen Pfandbesitzern. Kaiser Siegmund verpfändete im Jahre 1434 Schloß und Landschaft Elbogen seinem Kanzler Kaspar Schlick, dem sein Bruder Mathäus, diesem sein Sohn Hieronymus (1487—91) und sein Enkel Sebastian (1491—1528) folgten. Mathäus versuchte Stadt, Schloß und Landschaft Elbogen in den Besitz der sächsischen Fürsten zu bringen, und als dies nicht gelang, bemühte sich Sebastian den Pfandbesitz in ein erbeigenthümliches zu verwandeln. Dem ihr drohenden abhängigen Verhältnisse der Schutzunterthänigkeit widersetzte sich die Bürgerschaft nicht blos beim Landrechte sondern auch mit dem Schwert in der Faust mit seltenem Muth, und verfocht siegreich ihr gutes Recht, welches schließlich der Landtagsbeschluß vom 21. März 1506 anerkannte. Diese Kämpfe eines mannhaften Bürgerthums bilden den Hauptinhalt der vorliegenden Chronik, welche, wie zu erwarten stand, auch auf die politischen und Culturverhältnisse des ganzen Landes, sowie auf die städtischen Einrichtungen und die bürgerlichen Zustände des 17. Jahrhunderts vielfache Aufschlüsse gibt. Der Chronist, ein Zeitgenosse, documentirt sich als ein mit den erzählenden Vorgängen vollständig vertrauter Mann, der an den mitgetheilten Verhandlungen vielfachen thätigen Antheil genommen hat, wahrscheinlich ist, wie der Herausgeber mit der größten Wahrscheinlichkeit vermutet, der Stadtschreiber Kaspar Fidler der Verfasser der Chronik.

Was nun die Herausgabe anbelangt, so müssen wir dieselbe als eine gediegene bezeichnen. Daß der geehrte Herausgeber in der Textkritik möglichst conservativ verfuhr, können wir nur loben, und wir sprechen ihm unseren Dank aus, daß er die Chronik durch Heranziehung des einschlägigen, gedruckten und ungedruckten Materials ergänzte: das sorgfältig zusammengestellte Register erhöht den Wert des Buches, welchem eine Erläuterung der Sprache der Chronik und ein Glossar beigelegt sind, welche dem Professor A. Hruschka zu danken sind.

Schließlich ist unser aufrichtiger Wunsch, daß der Elbogener recht bald die in Aussicht gestellte Chronik von Trautenau und Eger nachfolgen möge.

Dr. Bierm.

P. Franz Focke: Aus dem ältesten Geschichtsgebiete Deutschböhmens. Eine geschichtliche Durchforschung des Elbe- und Eulauthales sammt Umgebung (von der sächsischen Gränze) von frühester Zeit bis in die Gegenwart. II. Bd. Im Selbstverlag des Verfassers. 1879.

Was wir in der letzten Nummer dieser Blätter gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes obigen Werkes von der gründlichen Arbeitsweise P. Fockes gesagt haben, können wir mit Bezug auf den vorliegenden zweiten Band, der schneller als zu erwarten war, erschien, nur wiederholen. Der Schwerpunkt dieses Theiles liegt in der topographischen und statistischen Richtung, während das Historische mehr in den Hintergrund tritt. Rein topographisch ist das erste Kapitel, in welchem über die im Geschichtsgebiete des Buches liegenden Schlösser, Burgruinen, sagenhaften Festen, Elbeburgen, über die Stadt Tetschen, den Marktflecken Eulau und endlich über die zahlreichen Dorfgemeinden gehandelt wird. Im zweiten Kapitel werden unter dem Schlagworte Industrie mit einer allerdings etwas erzwungenen Begriffserweiterung dieses Wortes dem früheren und jetzigen Bestande des Handwerks und der Fabrikation, des Landbaues, der Waldbirthschaft und des Bergbaues eingehende Untersuchungen gewidmet. Der Handel, Wege, Straßen, Eisenbahnen, Brücken, Münzen, Maße und Gewichte, Posten, Telegraph und die Spar- und Vorschußklassen

bilden die Gegenstände der Erörterung im dritten, das Vereinswesen im vierten und die Tetschner Schützengesellschaft im fünften Kapitel. Der Verfasser verarbeitet ein ganz gewaltiges Material. Für die neuere Zeit und die Gegenwart sind die gebrachten Auseinandersetzungen unbestritten höchst wertvoll. In den älteren Perioden, wo die lokalen Quellen nicht fließen, wäre die einschlägige Literatur allerdings mehr noch heranzuziehen gewesen. Unsere Vereins-Mittheilungen (Säger Mühlgengeschichte, Lippert Brauwesen u. s. w.) Hübsch's Handelsgeschichte, Sternbergs Bergbaugeschichte u. a. sind zu spärlich oder gar nicht verwertbet. Den alphabetischen Index vermiffen wir ungeru.

L. S.

Heinrich Gradl: Die Privilegien der Stadt Eger. (Eger 1879. Verlag der Stadtgemeinde).

Die Stadt Eger hat unsern Verein gelegentlich seiner zu Pfingsten dieses Jahres dort abgehaltenen Wanderversammlung auf das Gastfreundlichste aufgenommen und uns nebst andern ehrenden Auszeichnungen Gradls Privilegien als Festschrift geboten. Für diese Publikation haben wir alle Ursache der Stadtgemeinde von Eger und dem Verfasser dankbar zu sein, auch abgesehen von dem Anlasse der Herausgabe. Eine wichtige Serie von Urkunden des Schätze reichen Egerer Archivs, nicht weniger als 119 Privilegien, liegen uns in verständig abgefaßten Excerpten vor und orientieren uns nach Einer Richtung über die Entwicklung des inneren Rechtslebens in der verläßlichsten Weise. Daß die prinzipiell eingehaltene chronologische Anordnung nicht ganz streng durchgeführt wurde, stört z. B. S. 6, 7, 9, 10, 12 u. s. w. Wünschenswerth wäre die Rücksichtnahme auf das gedruckte Materiale gewesen, und zwar einmal um die bereits gedruckten oder wenigstens in der Literatur benützten Privilegien von den vollständig neu edierten abzuheben, das andermal um die vorliegende lediglich aus dem Stadtarchiv geschöpfte Sammlung durch anderweitig bekanntgewordene Freiheitsbriefe zu ergänzen. Exempli gratia finden wir in Hubers Regesten Karl IV. zu 1349 Jan. 6. zwei Urkunden, während Gradl nur eine bringt, zu 1355 Juli 23. drei Hubersche gegen zwei Gradlsche und noch andere Ergänzungen. Dagegen hätte können ersichtlich gemacht werden, daß das so überaus reichhaltige Regestenwerk Hubers, trotzdem ein früherer Archivar Egers Beiträge lieferte, folgende Egerer Karlsurkunden nicht kennt: Prag 1343 Januar 28. (Verleihung der Brünner Rechte); Prag 1347 September 24. (Confirmation) (doch nicht identisch mit dem Huberschen Regest. v. 25. Sept. e. a. im Nachtrag); Regensburg (?) 1355 Juli 13. (Confirmation) (Regensburg paßt nicht ins Itinerar, vielleicht Juli 23); Nürnberg 1356 Januar 7. (Confirmation); Prag 1359 Oktober 16. (Erbe an Geistliche); Breslau 1372 Feber 9 (Steuer). — Wir wünschen recht sehr mit dem Verfasser, es möge aus dieser Vorarbeit ein Urkundenbuch Egers herauswachsen, das trotz der ziemlich entwickelten Egerer Historiographie oder vielleicht gerade deswegen ein immer größeres Bedürfnis wird. Daß eine solche Edition nach andern Principien vorgenommen werden müßte, als die „Privilegien“, meint ja auch der fleißige Verfasser, dem wir noch recht oft auf dem Gebiete der historischen Forschung zu begegnen hoffen.

L. S.

Historische Abhandlungen in den 1879 erschienenen Mittelschul-Programmen.

1. Adolf Michl: Das Archontat; histor. Entwicklung (im 7. Jahresbericht über das deutsche Staats-Realgymnasium in Prag).

Eine gut durchgeführte Arbeit, welche in ihrem ersten Theil die Geschichte des Archontats gibt, im zweiten den Geschäftskreis desselben darlegt; sie ist basirt auf die historischen und rhetorischen Quellenschriften, und läßt die neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand nicht unberücksichtigt.

2. A. Pospiech: Das Congestum Arnonis, dessen Bedeutung und Wert für die älteste Salzburger- und österreichische Geschichte. (Programm der Staatsoberealschule zu Trautenuan).

Der Verf. stellt sich die Aufgabe, den gegenwärtigen Stand der Untersuchung und die Stadien, welche der heftige Streit über die Ankunft des heil. Ruprecht in Salzburg durchgemacht

hat, zusammenzufassen, hauptsächlich aber zu zeigen, in wie weit das Congestum Arnonis zur Lösung der Frage beigetragen hat. Dasselbe ist nämlich ein Verzeichnis aller der Salzburger Kirche von den Herzogen, Freien und Unfreien gemachten Schenkungen, das auf Karls des Gr. Veranlassung Bischof Arno zusammenstellte. Die Reihe der Schenker wird mit Herzog Theodo eröffnet und mit Herzog Thassilo geschlossen. Einer früheren Annahme zu Folge starb Ruprecht am 27. März in der Regierung Hildeberts II, mithin spätestens 628, während neuere Forscher auf Hildebert III aufmerksam machten, so daß mithin der Heilige um ein Jahrhundert später gewirkt hätte. Beide Anschauungen haben ihre Vertreter, für das höhere Zeitalter traten Filz und Koch-Sternfeld, für die letztere Ansicht Rettberg, Wattenbach und Blumberger ein. Pospiech, welcher die anderwärtigen Quellschriften kritisch durchgeht und für die Echtheit und die eminente Bedeutung des Congestum Arnonis in die Schranken tritt, erklärt sich schließlich für das jüngere Zeitalter Ruprechts. — Die Abhandlung gewährt dem Leser, welcher in den erwähnten Streitfragen weniger orientirt ist, die erwünschten Aufschlüsse, er wird den Resultaten dieser kritischen Untersuchung beipflichten, wenn er vielleicht auch nicht mit jeder Hypothese des Verf., z. B. dem Arianismus der Baiern, einverstanden sein sollte.

3. Odo Pospisil: Die Osmanen zur Zeit des Wachstums und der Blüte ihrer Macht in ihren Beziehungen zu den Ländern der jetzigen österr.-ungarischen Monarchie (im Jahresprog. des öffentlichen Staats-Obergymnasiums der Benediktiner in Braunau)

Diese, mit einer etwas breitspurigen Aufschrift versehene, 90 Seiten umfassende Abhandlung beginnt mit dem ersten Zeitraum der Osmanen, „bis zu ihrem Eindringen in Europa“; freilich muß der Leser vorerst noch einen Abriss der Geschichte der Seltschucken mit in Kauf nehmen, hierauf die ganze Reihe der osmanischen Sultane kennen lernen. In einem zweiten Abschnitt wird die Geschichte der Osmanen bis auf die Eroberung Konstantinopels, in einem dritten die bis zur Thronbesteigung Suleimans kurz erörtert. Die Regierungszeit dieses Sultans behandelt ein vierter und die Ereignisse bis zum Frieden von Szitva Torok ein fünfter Abschnitt. Die Abhandlung, welche sich auf die Arbeiten von Hammer-Purgstall, Szalay, Mehnert, Majláth, Kroneš und Schröder (Ranke blieb ignorirt) stützt, hat Resultate selbständiger Forschungen nicht aufzuweisen.

4. Dr. G. Burghauer: Geschichte des Baseler Friedens (Prog. der vereinigten Comm.-Mittelschulen in Komotau).

Die im vorjährigen Komotauer-Programm in Aussicht gestellte selbständige Schrift über den Frieden zu Basel von 1795 ist im letztverflossenen Winter nicht erschienen, der Verf. zog es vor, seine „Geschichte des Baseler Friedens“ im diesjährigen Programm und zwar bis zur zweiten Theilung Polens zu veröffentlichen. Er hat recht daran gethan, denn das geplante selbständige Werk würde zwar die historische Literatur um ein polemisches Werk vermehrt, den Gegenstand aber selbst kaum wesentlich gefördert haben. Der vorliegende Programmaufsatz zeugt von des Verf. Neigung in alten Wunden zu wühlen, und daß ihm eine, alle Seitenhiebe verschmähende, objective Auffassung wenig zusagt. Daß Kaiser Leopold II. sich im Reichensbacher Vertrage „eine entwürdigende Bevormundung Oesterreichs durch Preußen“ gefallen hätte lassen, ist diesem klugen Staatsmanne nicht zuzutrauen. Der Rückzug aus der Champagne im J. 1792 wird als der xenophontische des „Allerweltschelden Braunschweig“ genannt; Berlin und Petersburg „— schöne Seelen finden sich —“ waren schon seit November über eine zweite Theilung Polens einig. Aehnliche, in einer wissenschaftlichen Arbeit zu vermeidende Ausfälle könnten noch so manche aufgezählt werden.

5. F. Blumentritt: Die Chinesen auf den Philippinen; eine historische Skizze (13. Jahresbericht der Comm.-Oberrealschule in Leitmeritz).

Den Studien des Verf. in der spanisch-historischen Literatur verdanken wir im Vorjahre den *Tratado anónimo* über den Aufstand der Comuneros gegen Karl I., heuer erfreut er uns mit dem oben citirten Aufsatz. Seit der Besitznahme Manillas im Jahre 1571 war durch die Gobernadores Legazpi und Guido Labazares zwischen Spaniern und Chinesen ein Verkehr an-

geknüpft, der außergewöhnlich rasch emporblühte. Dieser Handel sammt der spanischen Herrschaft war aber gar bald von dem chinesischen Piratenführer Limahon bedroht, welcher sich mit zahllosen Schiffen den Philippinen nahte, um sich diese zu unterwerfen. Sein Angriff auf Manila wurde aber zurückgewiesen und er sah sich gezwungen die Inseln nach unermesslichen Verlusten zu verlassen. Diesen glücklichen Ausgang verdankten die Spanier vornämlich dem wackeren Don Juan de Salcedo, dem Cortés der Philippinen. Die freundlichen Beziehungen zwischen den Spaniern und der chinesischen Regierung trübten sich seit 1575 unter Dr. Sandes Statthalter-schaft, dessen Politik dem himmlischen Reiche gegenüber eine erbärmliche war. Trotzdem war der Handel in Aufschwung, und zahlreiche Chinesen, „Sangleyes,“ siedelten sich in Manila an, denen der Gouvernador Don Gonzalo Ronquillo ein neuerbautes Viertel (Parian) anwies. Aber zu seinem Zuge um die abgefallenen Molukken wieder zurück zu erobern, presste der Statthalter Dasmariñas auch die Chinesen, und die gegen das ihnen gegebene Versprechen schwer bedrückten Sangleyes rächten sich mit der Ermordung des Gouvernadors. Um 1602 kamen jährlich 13—14000 chinesische Kaufleute zu einer Art Messe und tauschten Seiden- und Raufingstoffe, Seidenstrümpfe, Porcellan und Kupfer gegen die Landesprodukte und mexikanisches Silber ein. Man zählte in Manila an 30000 angesiedelte Chinesen. Wenn man dagegen die geringe Zahl der Spanier und die Eroberungsgelüste in Anschlag bringt, welche man der chinesischen Regierung zutraute, so wird man das sich täglich steigende Mißtrauen gegen die Sangleyes begreiflich finden, ein Mißtrauen, welches 1603 diese zum Aufstande reizte und gegen 23000 Chinesen das Leben kostete. Aber der Handel war beiden Theilen zu gewinnreich, und daher findet man zwei Jahre später schon wieder 6000 Chinesen im Sangleyes-Parian, die bald auf 40000 stiegen. Wieder kommt es 1639 zur Empörung, welche die Niedermetzlung der Chinesen bis auf 7000 Mann zur Folge hatte, die des Landes verwiesen wurden. Manila aber ohne Chinesen und die Philippinen ohne chinesischen Handel sind undenkbar. Sie erscheinen abermals und müssen blutig für die Furcht büßen, welche die nicht zur Ausführung gekommenen Eroberungspläne des Herrschers von Formosa den Spaniern bereiteten. Immer wieder, theilweise auch durch strenge von Madrid gefommene Decrete verfolgt und vertrieben, sind die Chinesen dennoch nie ganz zu verdrängen gewesen, und sie sind noch heute in Manila und an andern Punkten des Archipels zu finden. — Dies die kurze Inhaltsangabe der interessanten und empfehlenswerten Abhandlung. 6. B. Bayerl: zur Geschichte des k. k. Gymnasiums in Pilsen (Progr. dieses Gymnasiums).

Die in den Jahresberichten dieser Lehranstalt 1876 und 1878 begonnene Geschichte wird in dem heurigen Programme fortgesetzt. Dieser dritte Theil, mit derselben Liebe und Sorgfalt wie die vorigen, bearbeitet, umfaßt den Zeitraum von 1833—1864. Unter den Präfecten der Lehranstalt ist der durch seine „Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik aus Goethes Werken“ und durch seine Uebersetzung der Iliade und Odyssee in Prosa bekannte Zauper zu erwähnen.

In den diesjährigen Programmen deutscher Mittelschulen der diesseitigen Hälfte unserer Monarchie habe ich blos eine Abhandlung gefunden, welche einen die Geschichte Böhmens betreffenden Stoff behandelt und zwar von:

Franz Holub: Das Reich Samos nach gleichzeitigen Quellen und neueren Forschungen (4. Jahresbericht der k. k. Unterrealschule in der Leopoldstadt in Wien).

Der Verf. führt vorerst die beiden Quellen an, die über Samo und sein Reich berichten, und zwar erstlich den dem 9. Jahrhundert angehörigen Anonymus de Conversione Bagoariorum et Carantarum, welcher „als Quelle über Samo nicht in Betracht kommen kann,“ sodann das Chronicon des Fredegarius Scholasticus. Er spricht zuerst über die Person und über die Heimat des Autors, so wie über die Zeit, in welcher das Chronicon geschrieben wurde und er kommt dann zu dem Schlusse, daß, wenn es auch kein vollendetes Geschichtswerk, so doch ein seltener Schatz ist und bleibt; der Verf. desselben schreibt unabhängig, ist gut unterrichtet, bemüht für den ersten Theil seines Werkes annalistische Aufzeichnungen und seit 631 ist er auch Zeitgenosse; er ist

wahrheitsliebend und von einer in dieser Zeit seltenen Objectivität. Die Zweifel und Angriffe, welche die Nachricht des Chronicon über Samo erfahren hat, werden hierauf angeführt. Solub meint, daß es von Palach immerhin gewagt ist, Fredegars Angaben als Irrtum hinzustellen und Samo in ein slavisches Reich zu versetzen, und er sucht die von Palach in das Treffen geführten Gründe, daß Samo ein Slave ist, zu widerlegen. Schließlich bemüht er sich den von Chronisten erwähnten Zug der Langobarden gegen die Slaven zu erklären und die Lage der Wogastisburg zu bestimmen. — Wenn auch der Verf. die Streitfrage über Samo nicht gefördert hat, so ist ihm doch gewiß zuzugestehen, daß er sie klar und verständlich darlegte. Die Lectüre dieser Abhandlung ist Jedem zu empfehlen, der sich in dieser Frage orientiren will. G. B

Constantin N. v. Höfler: Die romanische Welt und ihr Verhältniß zu den Reform-
idern des Mittelalters. Wien 1878, in Commission von R. Gerold's Sohn.

Der Verfasser behandelt die romanische Welt nach dem im Titel genannten Gesichtspunkte, mit scharfen Blicke in der Flucht der Erscheinungen das Dauernde, in dem Entlegensten das Zusammengehörige erpähend. Stets vergleichend, den Blick auf Deutschland und andere große Staatenbildungen gerichtet, entrollt er das mannigfaltige Bild romanischer Staaten, die innere Thätigkeit der Romanen und ihres Kulturkreises, wie sich derselbe seit Benedictus von Nursa auf ihrem Hauptgebiete, der Kirche, dominirend entwickelt vor Allem als Hauptaufgabe sich stellend. Die zwei verschiedenen Lebensseiten, die der romanische Adel repräsentirt, nämlich die weltliche, durch Gründung von Königreichen und Herrschaften einerseits, andererseits die geistliche als merkwürdiger Gegensatz neben kühner Wächterhöhung die gänzliche Entäußerung alles Irdischen aufweisend, die Bildung der Rehersekten, der Mönchsorden, dies zieht vor unserm geistigen Auge vorüber, aber keineswegs isolirt, sondern die Wendepunkte werden genau gekennzeichnet, die Verschlingungen des Heterogensten klar dargelegt und die wahrhaft verwirrende Masse interessanter geschichtswürdiger Erscheinungen unter sichere Gesichtspunkte gebracht. Man vergleiche die Würdigung Gregors X. (S. 51) und Bonifacius VIII. S. 57, Johannis des XXII. etc. Bei dem umfassenden Wissen des Verfassers war es möglich, das in weiten Räumen Entfernte als zusammengehörig und von demselben Gedanken getragen, das scheinbar Zufällige als durch historische Gesetze begründet nachzuweisen. So mag denn der Kulturhistoriker der romanischen Welt eine reiche Ausbeute, vor allem aber eine Fülle geistreicher Schlaglichter finden. Die genauen Details, die der Verfasser auf Grundlagen eingehenden und langjährigen Quellenstudiums über Personen, Zustände und Lehren jener Zeiten, besonders des dreizehnten Jahrhunderts gewonnen, sowie die souveraine Beherrschung des ganzen Materials gestatten dem Verfasser jeden Augenblick uns auf lichte Höhen zu führen, von welchen aus die Hauptmassen der Kämpfenden, ihre Richtungen und Ziele überblickt werden können. Die Gegensätze, ihr Hinübergreifen auf oft ganz fremdes Terrain, das Zueinanderweben und Auseinandergehen romanischer und deutscher, kaiserlicher und päpstlicher Interessentkreise würde gewiß unsern Blick verwirren, das Allgemeine würde im Einzelnen untergehen, wenn nicht die Kunst des Verfassers den rothen Faden sicher in der Hand hielte. Es erschien, sagt der Verfasser zum Schluß S. 284, als die Aufgabe der Romanen zur nationalen Einheit die religiöse hinzuzufügen, alle Nationen des Abendlandes durch das Band einer gemeinsamen Cultursprache, der Kunst, der Wissenschaft, der Kirche zu vereinigen. Sie waren (Ausgang des Mittelalters) das bewegende, ja selbst das vereinigende Element Europas geworden. Freilich kann man hier hinzufügen „Um welchen Preis!“. Über all das macht freilich die Reformation einen vernichtenden Strich und eine neue Reihe von Entwicklungen beginnt. Nach dem Durchlesen eines solchen Buches wird Einem erst recht klar, welchen merkwürdigen Kulturkreis die germanische Reformation eines Luther durchbrochen, einen Kulturkreis, der freilich vom Christenthum nicht viel, dafür aber von heidnischen Lebensanschauungen nicht wenig besaß. Sollte der gelehrte Verfasser noch die slavische Welt aus ähnlichen Gesichtspunkten beleuchten,

wozu er die nötigen Vorstudien längst gemacht, so würden diese beiden Kreise mit ihrem Hinüberspielen in die germanische Welt, deren Verhältniß zu obigem Gesichtspunkt schon vielseitig und mit Glück behandelt worden ist, das gewaltige Totalbild ergänzen. Ch.

Dr. Moïse Franz Paul Nowak: Vom Ursprung der Quellen. Prag 1879. (Fortsetzung.)

Erörtern wir weiter den Ursprung solcher Quellen, welche an Abhängen oder dem Fuße von Gebirgen zu Tage treten und „Gebirgsquellen“ genannt werden. Hr. Hofrath Munké kommt bei der Erklärung des Ursprunges der so räthselhaften Quelle des Brodens, Hezenbrunnen genannt, auf der modernen Quellentheorie fußend zu dem Schlusse, daß die 18' unter dem Gipfel der flach gewölbten Kuppe entspringende Quelle, welche täglich 1440 Kub.-Fuß Wasser liefert, bei der Annahme einer 2' hohen jährlichen Regenmenge und eines Radius von 500' der flach gewölbten Kuppe im Stande sei, täglich über 4000 Kub.-Fuß zu liefern. Wenn nach einer Berichtigung seitens Dove's die Quelle täglich sogar 8200 Kub.-Fuß Wasser abgeben könnte und sie thatsächlich nur den 6ten Theil von dem eingesickerten meteorischen Wasser verbräuche, kann man mit Gewißheit behaupten, daß die übrigen $\frac{5}{6}$ des atmosphärischen Niederschlages der Verdunstung oder sonstigem Verbräuche anheimfalle? Möglich, daß auch das 6te Sechstel von der Quelle nicht in Anspruch genommen wird, oder aber, da für die Verdunstung und die Consumption für Organismen die Größe von $\frac{5}{6}$ kaum verwendet werden dürfte, daß sich unter der flachen Kuppe und über der Ausflußöffnung der Quelle ein Wasserreservoir bildet, welches bei den wechselnden Niederschlägen, wenn auch auf unerklärliche Weise der Quellenmündung stets dasselbe Wasserquantum zuführe. Auf ein ähnliches Paradoxon führt die Erklärung des Quellenursprunges am Ochsenkopf im Fichtelgebirge und läßt dieselbe die Frage offen, ob bei dem Umstande, daß eine Zuleitung von fernem Gebirgen ausgeschlossen erscheint, die in 3135' Höhe unter einer kahlen bloß mit Flechten überzogenen Platte, und zwar nur 18' unter derselben entspringenden Quelle von den hier nur Sommerszeit niedergehenden meteorischen Wässern gespeist wird, oder in einem anderen Phänomen ihren Ursprung findet. Wenden wir uns zur Erklärung der Gebirgsquellen durch „Moore und Torfe.“ Hofrath Prof. Dr. von Hochstetter weist auf die in klimatischer, wie meteorologischer Hinsicht so bedeutungsvollen Moore des Böhmerwaldes hin, welche natürlichen Schwämmen gleich bei starken Regengüssen das Wasser aufsaugen, um dasselbe bei größerer Trockenheit nach und nach wieder von sich zu geben, und so den Quellen aller hier entspringenden Bäche und Flüsse eine stets gleichmäßige Wassermenge zuzuführen. Hier wirft sich die Frage auf von dem Ursprunge der vor der Bildung der Torfmoore vorhandenen Wasseransammlung, welche erstere ja in ihrem Werden an bereits vorhandene Wasser gebunden sind. Zudem ist die Vergleichung der Torfmoore mit natürlichen Schwämmen keine ganz zutreffende, da diese jenen gegenüber ganz anders sich verhalten, wenn sie bloß jenes Wasser abgeben, welches über das Vermögen ihrer Capillarität ihnen zugeführt wird, während sie auf nassem Grunde ruhend so lange an ihrer Oberfläche feucht bleiben, bis sämmtliche Grundflüssigkeit aufgesogen ist. Von diesem Gesichtspunkte aus wäre hiemit die regelmäßig quellenspeisende Thätigkeit der Moore sehr in Zweifel zu ziehen, ohne ihnen ihre klimatische und national-ökonomische Bedeutung abzuspochen. Untersuchen wir nun weiter, ob die mit Gletschern in Verbindung stehenden Quellen und Bäche nach der modernen Quellentheorie ihre Erklärung finden oder nicht. Anscheinend werden alle in der Nähe von Gletschern entrinnenden Quellen und am Fuße derselben hervorströmenden Bäche durch Gletscher gespeist. Was die periodischen Gletscherquellen betrifft, so müssen wir bedenken, daß die Periodicität an sich der nur zur Schneeschmelze rinnenden Quellen noch kein sprechender Beweis für die alleinige Speisung von Seiten des Gletschereises ist, besonders da anderwärts, wie z. B. in Böhmen am Krámesníkberge, mehrere periodische Quellen vorkommen, die nicht von Gletscherwasser genährt werden. Andererseits muß zugegeben werden, daß es solche nur durch Schnee-

Schmelze gespeiste Gletscherquellen geben kann und auch thatsächlich gibt, wie Bischof selbst den in der Nähe des Böttsch-Gletschers gelegenen Liebfrauenbrunnen anführt, der erst im Juni zu fließen beginnt und in den ersten Tagen des September zu fließen aufhört. Dagegen führen andere Quellen, wie die von Ennemoser an der Töll bei Meran und zu Sitte hinter Platte in Tyrol erwähnten, nicht nur gänzlich anderes Wasser, fließen viel länger als die während der Schneeschmelze den Gletschern entrinnenden Schmelzwasser, sondern kommen und verschwinden ganz regelmäßig, abgesehen von den verschiedenen klimatischen Verhältnissen in den einzelnen Jahren.

Lassen schon die periodisch aus Gletschern entquellenden Wässer und Bäche nicht immer genau den unmittelbaren Zusammenhang mit den Hydrometeorien erkennen, so wird die Deutung constanter an oder unter Gletschereis entspringende Quellen und Bäche noch schwieriger. Wollen wir den Ursprung „der anderen Zuflüsse“, welche die constanten Quellen und Bäche auch im Winter fortzuführen befähigen, unerröthert lassen, so läßt sich ein Zusammenhang der Quellen mit ihren Gletschern in diesem Falle nur dann mit Bestimmtheit nachweisen, wenn die Gletscherbäche zur Zeit bedeutender Schneeschmelze oder heftigen Regens ein trübes Wasser führen und mit verschiedenen Schlammtheilchen vermischt unter den Gletschern hervortreten.

Welche Erklärung will die moderne Quellentheorie für diejenigen Quellwasser geben, welche zur strengsten Winterszeit, in welcher der Gletscher in tiefer Erstarrung sich befindet, der Erdboden oft zwei und mehrere Fuß tief gefroren ist, als reine kristallhelle Wasser unter dem Gletscher hervorschießen, welche Verhältnisse z. B. am Aargletscher und in noch sprechenderer Weise nach Fischofe am Gebirgspass, der über die Maloga in's Engadinthal führt, beim Lazo di Lugni sich uns darstellen? Noch auffallender sind die Verhältnisse an der Westküste Grönlands, das als ein großer Riesengletscher aufgefaßt werden kann. Nint vermuthete, daß die an genannter Küste vorkommenden 15 großen Fjorde die Mündungen ebenso vieler großer aus dem Innern des Landes unter den mächtigen bis an die Meeresküste reichenden Gletschern fließender Ströme seien; und seinen wie anderer Forscher Beobachtungen ist es gelungen, diese Vermuthung als sichere Thatsache hinzustellen.

Legen wir uns die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse dieses Gletscherlandes zurecht, so werden wir uns bei der circa 9 Monate im Innern des Landes herrschenden strengen Kälte, welche zu den vorhandenen Gletschermassen stets neue Niederschläge in Form von Schnee und Eis hinzufügt, daselbst also eine Schmelzung des Gletschereises über die größere Hälfte des Jahres nicht ermöglicht und die Bodentemperatur im Mittel zu dieser Zeit bedeutend unter den Gefrierpunkt herabsinken läßt, vergeblich nach einer von der modernen Quellentheorie entlehnten Erklärung jener großen Wassermassen umsehen, die unterhalb jener Gletscher auch zur strengen Winterszeit fließend, dieselben langsam mit in Bewegung setzen und am Meere angekommen sich „abkalben“ lassen.

Erwähnen wir ferner jene Art von Quellen, welche tief aus dem Erdinnern emporsteigend eine erhöhte Temperatur besitzen und in größerem oder geringerem Maße mineralische Bestandtheile mit sich führen. Prof. Gustav Bischof selbst gesteht zu, daß nach Abstammung und Bildung diese Quellen „zu den merkwürdigsten aufsteigenden Quellen gehören.“ Diese Quellen sind also nach der modernen Quellentheorie ebenfalls nichts Anderes, als die aus der Atmosphäre niedergegangenen, auf bestimmten wasserdichten Schichten zusammengefloßenen Sickerwasser, welche durch den auf sie, wenn auch in größerer Entfernung erfolgenden Druck von Wasseräulen aus der Tiefe nach der Oberfläche emporgedrückt werden. Hier stoßen wir auf mehrere wunde Punkte, die nicht darnach angethan sind, uns über den wahren Ursprung dieser Quellen aufzuklären. Vor Allem fällt der enorme Wasserreichthum dieser Quellen auf, wenn wir nur die Karlsbader, Teplitzer, Badener Thermen betrachten.

Diese Wasser, die stets mit derselben, wenig schwankenden Quantität der Erde entsteigen, können unmöglich nur den meteorischen Wässern ihren Ursprung verdanken, wenn man einerseits ihren Wasserreichthum in Betracht zieht, andererseits erwägt, daß dieselben stets mit derselben

Stärke fließen, will man nicht wieder zu den früher genannten Wasserreservoirs seine Zuflucht nehmen. Geht man von der Vorstellung aus, daß dieselben, in je größerer Tiefe sie dem glühenden Erdkerne sich nähern, eine desto erhöhte Temperatur annehmen, so müßten die Karlsbader Sprudelwässer, welche eine Temperatur von 59° besitzen, in eine Tiefe von 6000 Fuß hinabsteigen, um von da durch eine sogenannte drückende Wassersäule ebenso hoch wieder emporgehoben zu werden. Es dürfte hier schwer werden, aus den geologischen Verhältnissen der Karlsbader Umgebung eine solche Wassersäule ausfindig zu machen. Zudem dürfte uns die moderne Quellentheorie nicht den genügenden Aufschluß geben können über den Gehalt an mineralischen Bestandtheilen, der nachgewiesener Maßen nur geringen Schwankungen unterworfen ist und über dessen Ursprung wohl Vermutungen, aber keine klaren Belege erbracht werden können. Solche bisher nicht zur Genüge erklärten Quellen könnten wir mehrere hervorheben, es sei jedoch nur noch der warmen Schwefelquelle von Héouan bei Kairo erwähnt. Bei den aus tertiärem Kalk emporsteigenden heißen Quellen des von drei Seiten von „einer steinig-fahlen Wüste umgebenen Plateau's von Héouan dürfen wir vergeblich einmal den Wasserreichtum der Quellen aus den geringen meteorischen Niederschlägen erklären können, während wir das andere Mal ebenso vergebens uns nach den das Plateau überragenden Gebirgen umschauen, welche eine der hohen Temperatur des notwendig aus großer Tiefe kommenden Wassers äquivalente, drückende Wassersäule zu liefern im Stande wären.

Diesen Betrachtungen über Mineralquellen und Thermen wollen wir zum Schluß noch die der artesischen Brunnen anreihen. Bei vielen Vorkommen solcher Brunnen und dies bei denen, welche in rings von Gebirgen umgebenen, von gegen das Centrum einfallenden Gesteinsschichten gebildeten Thalkesseln gebohrt werden, wird eine Erklärung der nach hydrostatischen Gesetzen erfolgenden Druckkraft der an die Oberfläche emporstrebenden Brunnenwässer möglich und dürfte je nach der Bodenbeschaffenheit der übereinander lagernden Gesteinshorizonte durch die Einsickerungstheorie mit mehr weniger gutem Erfolge gedeutet werden können. Gibt uns jedoch die moderne Quellentheorie Aufschluß über die in großen Ebenen, wie Algerien, von französischen Ingenieuren erbohrten Brunnen, die sich durch ihren großen Wasserreichtum auszeichnen?

Was endlich die sogenannten „Hungerquellen“ und „Theuerungsbrunnen“ betrifft, so haben neuere Erfahrungen gezeigt, daß das Austrocknen und Erscheinen derselben nicht Folge von dürrer, beziehungsweise nassen Jahrgängen ist, sondern, daß die Quellen durch ihr Verhalten geradezu sichere Vorboten bestimmt zu erhoffender Niederschläge oder des Ausbleibens derselben sind.

Die in der neuesten Zeit vorgenommenen Grundwasser-, Quellen- und Grubenwassermessungen seitens des Prof. von Pettensoser, Dr. Cartellieri, Friedr. Walling und Kallina führten zu dem durch fortgesetzte Messungen jedenfalls noch bestimmter zu erweisenden Resultate, daß „alle Grundwässer, zu denen keine Tagewässer Zutritt haben, von dem Stattfinden oder Nichtstattfinden meteorischer Niederschläge unabhängig seien.“

Der Inhalt des zweiten Theiles unseres Werkes umfaßt in fünf Vorträgen die Skizze, der neuen Quellentheorie, deren Begründung, Prüfung und Anwendung auf bestehende Quellenverhältnisse und Anführung von auf andere Wissenszweige Bezug habenden Consequenzen.

Suchen wir uns nun in aller Kürze im Sinne des Autors die neue Quellentheorie aufzubauen.

Die aus der Erstarrung des ursprünglichen durchgehends feuerflüssigen Erdballes hervorgegangene Erdkruste, die durchschnittlich auf 5–6, auch mehrere Meilen geschätzt wird, ist durch „einen ziemlich allgemeinen tellurischen Hohlraum“ von dem eigentlichen Erdkerne getrennt. Im Gegensatz zur herrschenden Ansicht von einer durchgehends feuerflüssigen Masse, ist hier dieser Centralkern eine ganz compacte, nur an seiner Oberfläche glühende Mineralmasse, welche in der Gegend der beiden Pole mit der schalenartig über ihn sich wölbenden Erdrinde „irgendwie“ zusammenhängt. Diese feste Schale ist an ihrer dem Erdkerne gegenüber

gelegenen inneren Seite nicht glatt, sondern besitzt auch hier verschiedene Erhebungen und Vertiefungen, und zwar finden wir die Innenfläche der Erdkruste unterhalb unserer aus den Meeren hervortretenden continentalen und insularen Erhebungen kesselartig in sich eingedrückt, während sie unterhalb aller unserer Meere und größeren Binnenseen nach Innen zu in entsprechender Weise aufgetrieben ist. Denken wir uns jetzt aus allen unseren Meeresflächen und großen Binnenseen durch Zerklüftungen der Erdkruste in die Tiefe erfolgend Abflüsse und Pressungen des Wassers bis in den tellurischen Hohlraum. Die in diesem Hohlraume von der glühenden Erdkernoberfläche entwickelte Hitze wird die von Seiten unserer Meeres- und Seebecken zufließenden Wasser in Dämpfe verwandeln, mit welchen sich die ebenfalls hier noch existirenden durch die Gluthitze aus der Mineralmasse des Erdkernes hervorgerufenen mineralischen Dämpfe mengen. Die Folge der hohen im tellurischen Hohlraume fortwährend herrschenden Temperatur ist eine stete Steigerung der Spannkraft des Dampfgemenges, bis dasselbe die äußerste Gränze der Spannung überschreitend in einem Theil zu tropfbar flüssigen Wasser condensirt und in den an der Innenfläche der Erdkruste befindlichen an Temperatur kühleren Einsenkungen niedergeschlagen wird. Der im tellurischen Hohlraum existirende immense Dampfdruck wird die aus dem Dampfgemenge in den tellurischen Kesseln der Erdrinde präcipitirten Wässer an die Kesselwände mit derartiger Kraft anpressen, daß dieselben durch alle, selbst die feinsten Porositäten der Erdkruste nach der Erdoberfläche hin gedrängt werden, wofolbst sie entweder, wenn der Weg aus der Tiefe dahin ein kurzer, durch breitere Spalten direct zur Oberfläche führender war, als Thermen an den Tag treten, oder wenn sie auf zickzackartig verlaufenden engen Klüften aus der Tiefe zur Erdoberfläche steigen, daselbst meist unter dem Alluvium als gewöhnliche „bescheidene Quellen“ erscheinen. Wärme und Druckkraft der Quellen wird je nach einem directeren oder längeren aus dem tellurischen Hohlraume an die Erdoberfläche führenden Wege eine größere oder kleinere sein. — Das ist im Wesentlichen der unterirdische Kreislauf unserer Wässer nach der neuen Quellentheorie.

Wollen wir nun auch in Kürze auf die gegebene Begründung der einzelnen hier ausgesprochenen Behauptungen eingehen. Der größte Theil der Geologen von Ruf hält die Annahme eines in seiner Totalität feuerflüssigen Erdkernes zur Erklärung der in der Richtung nach dem Erdinneren zunehmenden Temperatur und der vulkanischen Erscheinungen für unerläßlich, wenn auch in neuerer Zeit wiederholt auf die Unzuverlässigkeit des für die nach der Tiefe zu erfolgenden Temperaturzunahme aufgestellten Gesetzes hingewiesen wurde.

Betreffs der für seine Quellentheorie unbedingt notwendigen Annahme eines compacten mineralischen, nur an seiner Oberfläche glühenden Erdkernes schließt sich der Verfasser den Ansichten nicht nur der älteren Naturforscher, wie Halley, Ghladni, Gay Lussac und H. Davy an, sondern stützt sich besonders mit auf die Arbeiten jüngerer Naturforscher, wie eines Liais, Meunier, Beyer etc., welche das Centrum des Erdkernes als starr annehmen, ausgehend von der Thatsache, daß geschmolzene Massen im Verhältniß des Druckes, der auf ihnen lastet, vom Mittelpunkte aus erstarrten, mithin die heute noch feuerflüssige Masse weit näher an der Erdoberfläche, als im Erdmittelpunkte sich befände. (Schluß folgt.)

Berichtigungen und Druckfehler :

In der „Literarischen Beilage“ zu den „Mittheilungen des Vereines j. G. d. D. in Böhmen“ XVIII. Jahrg., 1. Heft, 1879—80:

Seite 14, Zeile 29 und 33 von oben lies: **Colloquium** statt Collegium.

Seite 15, Zeile 29 von oben: daß **diese die Weihe** durch den Waldenser Bischof **bezeugen**, statt: daß diesen auf die Weihe . . . zeugen.

Seite 16, Zeile 14 von unten: **jenem** statt jedem.

Zuhilfenahme von Cursiv-Italiene-Lettern sucht er die czechischen Namen den Franzosen vorzuführen. Sie und da entschläpft ihm zwar Breslau für Bratislav und Adalbert (S. 61) für das kurz vorher gebrauchte Bojtich, aber dafür finden wir ganz correct sogar: l'empereur (sic!) Václav IV. (S. 53.) Man muß sich aber dann fragen, warum der Autor consequent Huss und Hussites schreibt. Unter solchen Umständen werden wir uns nicht wundern, daß er Henle's bekannten Vortrag „Huss und das Concil von Constanz“ nicht nach dem deutschen Original, sondern nach einer holländischen Uebersetzung citirt, oder wenn er (S. 487) bedauert, daß Procháza seine Miscellaneen nicht czechisch herausgab. Ja sogar Gindely ist ihm zu wenig national und er spricht (S. 464) die Hoffnung aus, daß dieser Historiker seine „Jugendarbeit“ die Geschichte der böhmischen Brüder desavouiren werde. Als Probe des Stils und der Tendenz mögen hier einige Stellen aus dem Schlußcapitel folgen. Er spricht von der Zeit Georg's von Poděbrad. „Böhmen hielt sich noch immer nicht vor jeder Gefahr geschützt: die Kaiser waren gezwungen worden nach und nach auf ihre vorgeblichen Rechte zu verzichten, das zerstückelte Deutschland war außer Stande einen Angriff zu unternehmen: aber der Kampf der Staaten hatte niemals die Cechen lebhaft beunruhigt. Was ihre Furcht hervorrief, das war die friedliche und fortwährende Besetzung des Landes durch Tausende von Arbeitern und Landleuten, welche Städte gründeten, das Land mit Colonien durchzogen und die alten Bewohner vor sich herjagten. Die Revolution des 15. Jahrhunderts hatte gewaltsam die Fortschritte der Fremder unterbrochen und die slavische Nationalität gerettet. Aber, so gewaltthätig sie auch gewesen sein mochte, sie hatte nicht jedes Eindringen verhindert und nicht die Züge der ehemaligen deutschen Besetzung zu verwischen vermocht. Besonders in den Städten, welche fast alle von Fremden geschaffen oder erweitert worden waren, erhielten sich die alten Sitten auch nach dem Kriege. Konnten diese Erinnerungen, diese Traditionen nicht eine deutsche Reaction begünstigen? Die Slaven kannten ihre Nachbarn zu gut, als daß sie nicht hätten wissen sollen, daß diese sich durch keinen auch noch so schweren Mißerfolg abschrecken lassen würden. Die deutsche Auswanderung ist eine Ueberschwemmung, die man nicht mit einem Male aufhält; besondere Ereignisse können sie von diesem oder jenem Lande abwehren, aber wenn einmal die Ordnung wieder hergestellt ist, bildet sich ein neuer Strom und der merschöpfliche Fluß beginnt auf's Neue seine kostbaren, aber auch manchmal unbequemen Gaben auszustreuen.“

Nachdem er nun die Maßregeln geschildert, welche damals gegen diese drohende Gefahr in Böhmen ergriffen wurden, schwingt er sich zu folgender Apotheose empor.

„Völker und Einzelwesen haben Pflichten, engere gegen sich selbst, weitere gegen die gesammte Menschheit. Sie sollen ohne Ungerechtigkeit, ohne Haß, aber mit ungebändigter Thatskraft ihre bedrohte Selbständigkeit verteidigen, sie beschützen gegen jede Beschimpfung, kämpfen gegen jede Verringerung derselben, gegen jedes Aufgehen in fremden Elementen. Sie müssen sich ferner bemühen, so viel an ihnen ist, beizutragen zum Fortschritte und zur Entwicklung der Gesammtheit.“

„Die Slaven Böhmens konnten unter der germanischen Sturmfluth versterken: der Hussitenkrieg hat den Andrang aufgehalten, die czechische Sprache vor dem Verderben und Vergessen bewahrt und so tief pflanzte er in die Gemüther die Liebe zum Vaterlande, daß die Stürme zweier Jahrhunderte sie nicht entwurzelten.“

„Frei und stegreich erprobte das czechische Volk seine Berechtigung zum Dasein, indem es sich an die Spitze von Europa stellte; dem erschöpften Mittelalter, das in seinem Troke noch nicht enden wollte, gab es den Todesstoß. Gegen die Autorität stellte es die Rechte des Gewissens auf, es stieß jenen Ruf nach Freiheit aus, den die Jahrhunderte seitdem eines dem andern zurufen. An jenem Tage war es wahrlich ein Volk der Civilisation.“

„Wenn einst die Völker Europa's vor den Richtersuhl der Geschichte treten, wenn sie hinweisen auf das, was sie zu dem gemeinschaftlichen Werke beigetragen, wird vielleicht mehr als eines und nicht das am wenigsten auf seine Macht stolze mit der Antwort zögern. Frankreich wird die Kreuzzüge und die Revolution vorzeigen, Italien wird von der Renaissance sprechen,

Spanien, von der Entdeckung der neuen Welt, Rußland wird seine langjährigen Kämpfe mit den von ihm besiegten und ungebildeten Barbaren des Ostens, England die Colonisation Amerika's nennen; in der Mitte dieser Versammlung wird Böhmen das Recht haben eine ruhmvolle Stelle zu verlangen, und Hus wird Luther vorangehen."

Schämet euch deutsche Barbaren, denen kein solches Plätzchen vergönnt ist, thut Buße in Sad und Asche für eure Vergehen, denn Hr. Denis ist ein gar strenger Beltrichter.

Phil. Köny.

Dr. Julius Krebs. Die Schlacht am weißen Berge bei Prag (8. November 1620) im Zusammenhange der kriegeriſchen Ereignisse. Mit einem Plane der Schlacht. Breslau 1879 Verlag von Köbner. 218 S. S. 8^o.

Das vorliegende Buch verdient in jeder Beziehung von den Lesern dieser Blätter zur Kenntnis genommen zu werden, nicht bloß deswegen weil es eines der bedeutungsvollsten und denkwürdigsten Blätter der böhmischen Geschichte behandelt, sondern auch, weil wir das selbe für eine der schönsten Leistungen auf dem Gebiete der historischen Literatur in den letzten Jahren halten. Von den zwei Capiteln bespricht das erste — betitelt „zur Uebersicht“ (pag. 1—61) — die Ereignisse vom Mai 1618 bis 5. November 1620. Der Verf. betont zwar, daß es nicht seine Absicht sein könne, hier näher auf die Kriegereignisse der Jahre 1618—1619 einzugehen, aber bei keiner Schlacht scheint es nöthiger, den Zusammenhang der Ereignisse festzuhalten, als bei der auf dem weißen Berge. Daher werden dieselbe in Kürze besprochen. Es findet sich in diesem Cap. eine ganze Reihe ausgezeichneteter, sehr feiner und durchaus zutreffender Charakterzeichnungen, wie jener des Grafen Buquoy, Christians von Anhalt, Maximilians von Baiern. Die Ereignisse des Jahres 1618 werden nur berührt und mit Recht betont, daß der Schwerpunkt des Jahres 1619 mehr auf politischem als auf militärischem Gebiete lag, es erfolgten in demselben die Hauptschläge gegen Friedrich: Die Kaiserwahl Ferdinand's II. und das Oktoberbündnis zwischen Ferdinand II. und Maximilian von Baiern, dann werden die militärischen Ereignisse bis zum 5. Nov. 1620 besprochen, an einzelnen Stellen so namentlich pag. 50, 59, 61 wird hiebei die Darstellung Sindelys berichtigt. Sehr genau, ausführlich und dabei sehr elegant in der Darstellung ist die Schilderung der Vorbereitungen zur Schlacht am weißen Berge und dieser selbst (pag. 61—135), die im zweiten Cap. erörtert wird. Wir müssen es unterlassen, ein ausführliches Referat über diesen Theil zu bringen, da ein solches den Eindruck nur abschwächen könnte und verweisen daher unsere Leser auf die interessante Darstellung selbst; nur den Schluss können wir uns nicht enthalten, an dieser Stelle mitzutheilen: Die Schlacht hat nicht, wie Sindely meint, die Erhaltung der von Ferdinand I. geschaffenen österreichischen Monarchie bewirkt. Wenn irgend einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges dieses Verdienst gebührt, so der von Nördlingen. Die Schlacht am weißen Berge hat vielmehr jene Blut- und Thränenfaat ausgestreut, welche dann in dem langen Krieg der dreißig Jahre so verderbenschwanger aufging. Ein Sieg der Böhmen würde niemals im Stande gewesen sein, den Bestand der katholischen Kirche oder das politische Gleichgewicht der Welt wesentlich zu gefährden. Die ungeheurere Uebermacht der katholischen Staaten, des Kaisers, Spaniens, des damaligen Frankreichs im Bunde mit dem lutherisch orthodoxen Kurfürsten würde nur zu stärkeren Rüstungen angeregt worden sein, jene Mächte hätten bei der Fülle ihrer Mittel vielleicht neue Heere aufgestellt und die äußersten Anstrengungen versucht, aber den reactionären Gelüsten der Gegenreformation wäre die Spitze abgebrochen gewesen, sie hätte nimmer jene Ausschreitungen gewagt, welche sie in den zwanziger Jahren beging. Im Anhang bringt der Verf. 4 Beilagen und zwar I. Kritik der Schlachtberichte, II. Einiges über Taktik am Anfange des dreißigjährigen Krieges, III. A. Die Heere, B. Verluste und Trophäen, C. Das Märchen vom Pater Dominicus, D. Das Schlachtfeld der Gegenwart. IV. Zur Karte. Nachdem der Verf. schon in den beiden Capiteln seines Werkes einzelne Irrthümer in Sindely's

dreißigjährigem Kriege berichtet hat, tritt er in der ersten Beilage den Forschungen und Resultaten und der Methode der Forschung dieses Geschichtsschreibers mit einer solchen Entschiedenheit entgegen, dass die Autorität, die derselbe genießt, in ein bedenkliches Schwanken geräth. So sagt Krebs am Schlusse seiner Kritik der Schlachtberichte: Wenn die Kunst des Geschichtsschreibers vornehmlich in zwei Dingen bestehen soll, einmal die Ereignisse so wieder zu schauen, wie sie thatsächlich gewesen sind, und sie dann in schöner Form darzustellen, so gestehe ich Gindely das zweite neidlos zu: seine Schreibweise ist gewandt, klar und gefällig. Allein die erste Forderung erfüllt er nicht, so wie er die Dinge schildert, sind sie wohl nur zum kleinsten Theil gewesen. Gindely beschreibt die Dinge nicht nach dem Maße ihrer Wichtigkeit, sondern lediglich nach dem Ergebnisse seiner Funde in den Acten. Die innere Verbindung der Ereignisse geht ihm, da er gedruckte Resultate selten oder gar nicht benützt, verloren. Was er bietet, sind ausschließlich verarbeitete Actenexcerpte, welche ohne den Gesammtüberblick für die Zeit und ohne umfassende Kenntnis des politischen Augenblicks gesammelt, der jene Schriften gebar, besser nach Regestenform publicirt worden wären. In den 3 Bänden der Gindely'schen Geschichte des dreißigjährigen Krieges wird kaum ein Capitel existiren, welches später nicht noch einmal bearbeitet werden muß. . . . Die „Quellen“ sind die alten Papiere, die in Gindely's Augen nie irren und an denen er Kritik zu üben entweder nicht wagt oder nicht versteht. Diese unmäßige Anbetung alten gelb gewordenen Papiers führt, wie der jüngere Droysen einmal sehr treffend bemerkt, zu einem Prozesse der „Versettung“, welcher weitab von allen Idealen der Historik liegt.

Die zweite Beilage leitet der Verf. in Bescheidenheit mit den schönen Worten eines alten Schriftstellers ein „Nemmet dissmal vor Lieb, auf ein andermal wollen wir's besser machen“, in der dritten Beilage interessirt namentlich C. Das Märchen vom Pater Dominicus. In D. spricht er über den weißen Berg (lucus a non lucendo) und das Schlachtfeld der Gegenwart, bei dessen Besuch er der Verse aus Hartmauns Elegien gedenkt:

O Gott, die Weissenberger Schlacht,
Erreicht wohl Ostrolenkas Trauer
Und die darauf gefolgt, die Nacht
Hat trübre als Sibiriens Schauer.

Wacslaw Wladiwoj Tomek: Jan (Johann) Žižka. w Praze, (Prag), 1879. S. 228.

Rasch nach einander erschienen binnen Jahresfrist zwei bedeutende Werke aus der Hand Prof. Tomeks: Der vierte Band seiner Geschichte Prags¹⁾ und Johann Žižka, eine Monographie. Beide Schriften stehen mit einander in enger Beziehung. Handelt es sich in der ersteren darum, die Bedeutung und Stellung der Hauptstadt Böhmens in der Zeit des Hussitenkrieges zu würdigen, wobei Žižkas Auftreten natürlich nur insoferne berücksichtigt werden konnte, als er in irgend einer Beziehung zu Prag stand, ohne ein erschöpfendes Gesamtbild seiner Thätigkeit zu entwerfen, so ist gerade dies der Zweck der zweiten Arbeit Tomeks. Es war ein glücklicher Gedanke, der dessen Studien gerade diesem Manne zuwandte, welcher als Führer der Hussiten Jahre lang die Seele aller ihrer Unternehmungen gewesen ist und sich gegen seine Gegner ebenso auf dem diplomatischen Felde wie in dem Getümmel der Schlachten zu behaupten wußte. Das eigenthümliche Auftreten Žižkas und sein thatenreiches, vielbewegtes Leben ist merkwürdig genug bis auf Tomek in der neueren slavischen Literatur nicht als selbständige Studie behandelt worden; von Palach's Geschichte von Böhmen und von Werken Anderer²⁾

1) Besprochen im XVII. Jahrg. lit. Beilage S. 44. 45.

2) J. V. Ueber Žižkas Feldherrngenie neben Palach S. 366; Aschbach III. 216; Droysen, Preuß. Politik I. 483.

muß abgesehen werden, da Žijka in denselben wohl eingehend, aber nur gelegentlich, sofern es die ganze Anlage der Werke gestattete, besprochen werden konnte. So war es denn der Mangel eines solchen Werkes, der zunächst den Verfasser bewog, nach eingehenden und umfassenden Quellenstudien, Žijka zum Gegenstande seiner Abhandlung zu wählen.

Mit vielfachen Schwierigkeiten und Hindernissen hatte Tomek zu kämpfen, um den Anforderungen seiner Aufgabe gerecht zu werden. Zu den Männern Böhmens im XV. Jahrh., deren objektive Beurteilung wegen der äußerst verwickelten Zeitverhältnisse ungemein schwer wird, gehört auch Johann Žijka, über den zeitgenössische und spätere Aussagen weit auseinander gehen, ja beinahe geradezu Entgegengesetztes berichteten (S. 215 ffg.). Und trotzdem stießen über diesen vielgenannten und rastlos thätigen Mann die Quellennachrichten so spärlich, daß es der Routine eines gewandten Historikers bedarf, um ein auch nur annäherndes Bild seiner Thätigkeit zu entwerfen. Von den neuesten Quellenpublikationen bot reichliche Ausbeute die *Popravci kniha páni z Rozenberka* (ed. Mareš, 1878.) und die *Kronika o Janu Žizkovi* (ed. Dr. Jar. Goll. 1878). Endlich bietet dem Forscher Žijka und seine Geschichte die verlockende Gelegenheit, über den hussitischen Krieg sich näher auszulassen und von seinem eigentlichen Thema abzuschweifen. Tomek jedoch hält sich streng an seine Aufgabe und gibt in schlichter und einfacher Weise, die gleichzeitig aber auch die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt, die Resultate seiner Forschung. Durch die vorliegende, auf Quellenangaben sich stützende Monographie hat der Verfasser eine bedeutende Lücke in der Geschichtsschreibung der hussitischen Bewegung ausgefüllt, denn um ein richtiges Verständnis der Vorgänge zu erhalten, die sich nach dem Tode K. Wenzels IV. zutrugen, ist es unbedingt nothwendig, sich mit dem Charakter, den Tendenzen und Plänen Žijkas genau betraut zu machen, da ja ihm ein hervorragender Antheil an ihrer Lösung gebührt. Diese Arbeit wird bedeutend durch die vorliegende Schrift erleichtert.

Außerst spärliche Berichte erhalten wir — um nur in Kürze auf den Inhalt des Werkes einzugehen — über Žijkas Familie und Jugendzeit. Zum erstenmale begegnen wir seinem Geschlechte 1378, wo sein Vater „Johannes dictus Zizka de Trocnow“ genannt wird. Nur gelegentlich hingeworfene, unzusammenhängende Nachrichten, namentlich Streitigkeiten mit den Herrn von Rosenberg sind uns aus seiner Jugend bekannt; erst seitdem er im J. 1409 die Aufmerksamkeit K. Wenzels auf sich gelenkt, häufen sich die Nachrichten über ihn. Er tritt uns in der Folgezeit als „familiaris domini regis“ entgegen und wurde bald ein eifriger Anhänger des Mag. Johannes Hus, dessen Predigten er in der Bethlehemskirche besuchte, und wohin er selbst die Königin Sophie anfänglich geleitet haben soll (S. 14). Seine eigentliche Wirksamkeit beginnt erst mit dem Tode K. Wenzel IV. († 16. Aug. 1419) und währt bis zu seinem eigenen Hinscheiden am 11. October 1424. Diesem Lustrum widmet Tomek, wie es auch die Natur der Sache mit sich bringt, den größten Theil seines Werkes (S. 19—202). Žijka zeigt sich während dieses Zeitraumes nach allen Gebieten der Politik und Kriegskunst bei den Hussiten tonangebend; diese Thätigkeit Žijkas wird von Tomek nach allen Seiten und Richtungen eingehend besprochen, und in jedem der 14 Capitel, die darüber handeln, findet sich eine Fülle neuer, anregender Gedanken zu deren Würdigung. Kurz berührt der Verfasser im Schlußcapitel (S. 203—218) die Vorgänge unmittelbar nach Žijkas Tode, erzählt eingehend die verschiedenen Schicksale, denen sein Leichnam unterworfen war, ehe er seine Ruhestätte in Cassau fand, und bespricht schließlich die verschiedenen Urtheile der Zeitgenossen und späteren Geschichtsschreiber über Žijka. Nicht lange überlebten ihn seine Verwandten. Wahrscheinlich schon 1428 starb sein Bruder Jaroslav von Trocnow; seine Schwester Agnes beerbte ihre Tante Anna, die ein Haus in Prag besaß, von Agnes aber erhalten wir die letzte Nachricht im J. 1434 (S. 209 ffg.).

Das schön und gefällig ausgestattete Werk erschien im Verlage von J. Otto in Prag. Interessant ist die dem Titelblatte beigelegte photographische Abbildung aus einer Senaer Bilderhandschrift, darstellend einen Zug der Hussiten, an dessen Spitze der Priester mit der Monstranz sich befindet, hinter ihm Žijka auf einem Schimmel sitzend, bartlos, über ihm die

Inschrift: „Žižka náš bratr věrný“. Ihm folgen zahlreiche Krieger in vollständiger Rüstung mit der Fahne, die einen Kelch — das Symbol der Utraquisten — trägt. Ueber andere, alte Abbildungen Žižkas, vgl. Tomek, ebend. S. 206 ffg. — Wünschenswert bleibt nur die Uebersetzung des Textes in die deutsche Sprache, damit auch auswärtigen Gelehrten die Gelegenheit geboten ist, sich mit den eingehenden Forschungen Tomeks über Žižka zu befremden.

Dr. h.

Johannes Janssen, Zustände des deutschen Volkes seit dem Beginn der politisch kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der socialen Revolution von 1525. (zugleich der 2. Bd. der Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters) Freiburg im Breisgau 1879. Herder'sche Verlagshandlung.

Das vorliegende Buch hat — gewiß eine große Seltenheit auf einem Büchermarkt, der kein französischer ist — in außerordentlich kurzer Zeit, kaum ein Jahr nach seinem Erscheinen 4 starke Auflagen erlebt, ein Erfolg der namentlich im hist. Fach einzig dasteht, und immerhin auch in gewissem Sinne für die Qualität des von dem Verf. dargebotenen spricht. In der That zeichnet sich das Buch durch eine Fülle bisher unbekannter Daten aus, und selbst derjenige, der nicht ganz den etwas kirchlichen Standpunkt des Verfassers theilt, wird dem Fleiße desselben die verdiente Anerkennung zollen. In zweckmäßiger Weise wird der reiche Stoff in 3 Büchern behandelt: 1. Die Revolutionspartei und ihre Erfolge bis zum Münchner Reichstag von 1521. 2. Der Reichstag zu Worms und die Fortschritte der politisch kirchlichen Revolution bis zum Ausbruch der socialen Revolution 1521—1524 und 3. Die sociale Revolution. Das Bild, welches Janssen von Erasmus von Rotterdam, Ulrich Hutten u. a. entwirft ist doch vielleicht etwas zu grau in grau gemalt. Wer das Leben und Treiben am päpstlichen Hofe am Ausgange des XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts genau studirt, dem wird manche Einzelheit aus dem Leben deutscher Humanisten, und aus ihren Werken, ja diese selbst in anderer Beleuchtung erscheinen. Die scharfen Urtheile über die päpstliche Curie wären nicht aus der Feder dieser Gelehrten gestossen, wären Männer wie jene die 50 Jahre später den päpstlichen Stuhl inne hatten, schon damals auf demselben gesessen. Der Verfasser erörtert zuerst im allgemeinen den jüngeren deutschen Humanismus und dessen Hauptrepräsentanten, die den Neuchlinschen Streit zum Kampfe gegen die scholastische Wissenschaft und die kirchliche Autorität benützten, und betrachtet endlich das Emporkommen und die steigende Bedeutung Luthers. Von weit höherem Interesse als das zweite Buch ist das dritte, welches die sociale Revolution bespricht. Im ersten Capitel desselben werden die socialen Grundsätze der Husiten beleuchtet; die betreffenden Ausführungen des Verfassers bieten der Kritik keinen wesentlichen Anlaß zu Ausstellungen, weunleich die Einwirkung des husitischen Radicalismus auf Deutschland einigermassen überschätzt wird. Sehr gut sind die Capitel von den allgemeinen Ursachen, dem Charakter und dem Verlauf der socialen Revolution.

Für denjenigen, der Janssens frühere Arbeiten kennt, bedarf es keiner speziellen Versicherung, daß auch dieses Buch auf jeder Seite von der stupenden Belesenheit des Verfassers und seiner Gewandtheit in der Darstellung Kunde gibt. Um die Ausstattung des Buches hat sich die Herder'sche Buchhandlung viele und erfolgreiche Mühe gegeben.

Leserth.

Ludwig Hübn er: „Geschichte der Reichenberger Tuchmachergunst.“ Reichenberg 1879. Selbstverlag.

Unter obigem Titel liegt, und zwar als „Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum der Reichenberger Tuchmachergunst“ ein für die gewerbliche Entwicklung Reichenbergs recht interessantes, vom Genossenschaftssecretär Ludwig Hübn er herausgegebenes Buch von 282 Seiten vor. Bei der Bedeutung, welche das Tuchmachergewerbe seit dem Jahre 1559 für Reichenberg

gewann, umfaßt die Darlegung des geschichtlichen Herganges und Fortschrittes dieses Gewerbes jedenfalls auch den wesentlichsten Theil der Stadtgeschichte. Ueberdies im Stiche gelassen von den Chronisten über den Colonisationsbeginn von Reichenberg, der von den neuen Forschern in die Zeit Přemysl Otakar II. gesetzt werden will, hebt die Stadtgeschichte als solche auch ganz eigentlich erst mit der Einwanderung der ersten Tuchmacher — Urban Hoffmann aus Seidenberg und Christoph Krause aus Friedland — an. Auf dieser Fährte vorgehend berichtet der Verfasser dann zunächst über die wirthschaftliche und sociale Stellung der ersten Tuchmacher — deren es bis 1579 vier gab — über ihre Vereinigung zu einer gewerblich organisirten „Zeche,“ in Folge deren sie (1599) das „erste Privilegium“ von Melchior v. Rädern erhielten. Von da ab zeigt sich die Zunahme von Theilnehmern an der Tuchmacherei in stetiger Progression, die insbesondere dadurch bemerkbar wird, daß schon 1614 eine mit eigener Ordnung versehene „Tuchknappen- (Gesellen) Bruderschaft“ bestand.

Ein zweites Privilegium erwarb die Zunft (oder Zeche) 1620 von Christoph v. Rädern, womit die etwas vagen Bestimmungen des ersten vortheilhaft abgeändert und einer strammeren Organisation der gewerblichen Verhältnisse das Wort geführt wurde. So wurde u. A. bestimmt: „Jeder, der Meister werden will, soll ein Jahr arbeiten, ein Viertel Jahr zuvor einwerben und Bürgschaft alsbald auf 15 Schock (Groschen) setzen; erweisen daß er 4 Jahre gelernt hat und 3 Jahre gewandert ist“ . . . charakteristisch, „soll auch ein jeder, der Meister werden will, eine verlobte Jungfrau anzusagen wissen, falls er dies binnen 4 Wochen nicht thut, hat er dem Handwerke einen halben Stein (10 Pfund) Wachs zu geben.“ Auch wurde durch dieses Privilegium die Institution der „jüngsten“ (Jung-Meister) gegründet, welchen es oblag, die Ansage zu machen für Zunftversammlungen, die Leichen der Zunftangehörigen zu Grabe zu tragen, auch nöthigen Falls beim Transporte von Mördern und Kirchenräubern als Sicherheitswache zu fungiren

Obgleich die der Schlacht am weißen Berge nachfolgende Achtung Christ. v. Räderns und Besitzergreifung der Herrschaften Friedland und Reichenberg durch Albrecht von Wallenstein die Stadt im Allgemeinen schwer schädigte — namentlich durch den Entzug der Braugerechtigkeit — scheint dieser Besitzwechsel speciell für die Zunft ein mehr günstiger, als schädlicher gewesen zu sein. Denn während sie in den 42 Jahren ihres bisherigen Bestandes, von 1579—1621, nur 35 Mitglieder zählte, stieg in den 12 Jahren der Herrschaft Wallensteins — von 1622—1634 die Zahl auf 76 Meister. Desto empfindlicher waren dagegen die Rückwirkungen der nächst anschließenden Kriegsjahre, besonders die Plünderung der Stadt durch die Schweden unter Königsmark (1645), welche durch 3 Tage dauerte und von den brutalsten Gewaltthätigkeiten an Männern und Frauen begleitet war. Fast mehr aber als wie diese mit der Reformation verknüpften Kriegsdrangsale trug die seit 1650 durchgeführte Gegenreformation zum momentanen Niedergange der Tuchmacherei dadurch bei, daß fast sämmtliche, sich zu Luther bekennenden Meister Reichenberg verließen.

Erst mit dem Jahre 1660, in Folge des von Kaiser Leopold I. der Zunft anheimgegebenen Rechtes, ihre Waare „wo es ihr beliebt verkaufen zu dürfen,“ kam neuer Aufschwung, und mehrten sich wieder die Meister, theils durch Zuwendung der Eingeborenen zum Gewerbe, anderentheils durch die Wiederkehr der Ausgewanderten.

Ein weiteres Kapitel erzählt die verschiedenen Placereien, welchen die abermals zu Gedeihen gekommenen Tuchmacher um 1670 seitens der „hohen Herrschaft“ unterworfen waren, und erzählt ferner, wie allmählig dann auch die Juden sich zu Gewalthabern erhoben, indem sie den Wollhandel ausschließlich an sich zu bringen wußten.

Schritt um Schritt folgt die Festschrift wieder den Maßnahmen zu besserer Sicherung der Zunftvortheile unter Kaiser Joseph I. und Carl VI. — Die „dritte Periode“ — von 1760—1800 — umfaßt die günstigen Verhältnisse unter und durch Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Joseph II. — die Zahl der Meister war jetzt auf 428 gestiegen, und bestanden außer in Wien, Prag, Pilsen noch feste Absatzorte in Ungarn, Deutschland und der Schweiz.

Reiherst belangreiches Detail — zugleich zur Stadtgeschichte — enthalten „Rückblicke“ am Schlusse dieser 3. Periode. Die 4. und 5. Periode umfassen den Umschwung in der Tuchmacherei durch die Maschine, die successive geltend gewordenen Geschäftszustände, so wie alle Zunftsgebräuche des neunzehnten Jahrhunderts. Verebter indeß als es durch Worte hätte geschehen können, sprechen über den heutigen Stand der Kunst die mit den gegebenen Daten verflochtenen Zahlen auf Seite 242, wonach von den gegenwärtig in Reichenberg domicilirenden 1178 „Meistern“ blos noch 53 als „Fabrikanten“, und 262 als „Tuchzeuger“ activ sind, 863 „Meister“ aber auf andere Erwerbswege gedrängt wurden, um z. B. als „Tuchträger“ (Sensale), „Gastwirthe“, „Viktualien-, Kohlen-, Wollabfallhändler oder „Gehilfen“ ihre Existenz zu fristen.

Hier wäre auch die geeignete Stelle gewesen, wo sich der Verfasser des Genossenschaftssekretärs hätte entkleiden, als objectiver Beurtheiler stellen und offen erklären sollen, auf welche Ursachen dieses unlängbare jetzige Siechthum der Reichenberger Tuchmacherei zurückzuführen sei. Wir haben nicht den Beruf dieses hier zu thun, glauben nur andeuten zu sollen, wie hohe Zeit es sei, daß sich eine so betriebsame Bevölkerung, wie es die von Reichenberg ist, nicht länger ausschließlich auf die seit der Herrschaft der Maschine im sichtlichen Rückgange begriffene Tuchmacherei einlasse, sondern mit allem Eifer der Kultivirung anderer Industrien zuwenden möge!

Den Schluß des für die Culturgeschichte des Landes wichtigen Buches bilden Urkunden-Auszüge aus den Genossenschaftsrechnungen von 1783 an bis 1878, eine Stammtafel der Tuchmachersfamilien Reichenbergs und die Reihenfolge der Vorsteher der Tuchmacherkunst. Die Ausstattung des im Selbstverlage der Genossenschaft erschienenen Buches, gedruckt bei den Gebrüdern Stiepel in Reichenberg, ist eine äußerst solide.

R. M.

Wahl und Weihe der ersten Priester bei den böhmischen Brüdern. (Nachtrag.)

Wenn in Heft I. lit. Beil. S. 13 fsg. der Beweis geliefert ist, daß in dem „Schreiben der Brüder in ihrer Bedrängniß unter R. Georg“ die Weihe ihrer ersten Priester durch den Waldenserbischof in keiner Weise erwähnt ist, so fragt sich, wie Goll zu dieser gezwungenen Interpretation gekommen ist. Vermuthlich nur dadurch, daß er die Brüder von dem Vorwurf entlasten wollte, einige Zeit nach der Weihe der Priester durch Stephan den Hergang der Sache unrichtig dargestellt zu haben, der doch 10 Jahre später bei Gelegenheit des Colloquiums mit Wenzel Kovanda noch recht gut bekannt war. Allerdings darf man den gewissenhaften Brüdern in einem so wichtigen Punkte weder absichtliches Verschweigen oder Entstellen von Thatsachen noch Flüchtigkeit und Ungenauigkeit der Darstellung zutrauen; dann hätte man sich aber fragen müssen, ob das Schreiben richtig datirt ist und nicht vielmehr in dieselbe Zeit fällt wie der 4. Brief an Notycana, mit dem es so viel Aehnlichkeit hat, und der nach Golls richtiger Annahme vor der Gesandtschaft an Bischof Stephan in Wien geschrieben ist. Ist das Mistraun gegen die richtige Datirung des Briefes aber einmal geweckt, so muß auffallen, daß Goll bei dem Schreiben kein bestimmtes Jahr angibt, wie er doch bei den andern in Betracht kommenden Schriftstücken thut, sondern das Schreiben nur nach den Publicationen der Brüder von 1471 aufführt. Sieht man nun bei Gindely nach, wie sich wohl die Sache verhalte, so findet man folgende einigermaßen widerspruchsvolle Thatsachen.

Gindely kennt in der Geschichte der B. Brüder kein Schreiben der Brüder an R. Georg, das um 1471 fielen, dafür aber zwei, von denen er das eine I. S. 45 Anm. 47 unter dem Jahre 1468, das andere I. S. 47 Anm. 49 unter dem Jahre 1470 anführt, unmittelbar bevor er das Jahr 1471 beginnt: letzteres bezeichnet er als eine Confession, die schließlich

R. Georg überreicht wurde; S. 497 Anm. 49 fügt er hinzu, sie falle dem Hauptinhalte nach mit dem 4. Briefe an Kolycana zusammen, — also ist es der von Goll in den Beilagen unter D. theilweise mitgetheilte Brief. Gleichwohl erwähnt Gindely in dem Verzeichnisse der zahlreichen, von den Brüdern veröffentlichten Confessionen, welches er I. S. 495 Anm. 35 gibt, als 2. Confession einen „Brief der Brüder an R. Georg 1468. Böhmisches“; eine Confession von 1470 wird nicht erwähnt vielmehr ist die 3. Confession ein Schreiben an die Städte, die 4. die von 1503, — und doch wird das S. 47 Anm. 49 berührte Schriftstück hier ausdrücklich Confession genannt. Hat Gindely also nur ein einziges Schreiben vom J. 1468 im Auge, von dem er nur an zwei verschiedenen Punkten spricht, oder ist das Verzeichniß unrichtig?

Allerdings weicht das Verzeichniß der Confessionen, das Gindely später in den Quellen S. 453. veröffentlicht hat, von dem ersten insofern ab, als es anführt:

1) die Confession des J. 1468, verfaßt von Br. Gregor, bestimmt für Kolycana, böhmisch im Mscr. vorhanden.

2) die Confession des J. 1468, für König Georg, böhmisch im Mscr.

3) die Confession des J. 1470, für König Georg, böhmisch im Mscr.

Dennoch ist zu vermuthen, daß Gindely hier sich hat täuschen lassen.

Goll scheint nämlich nur ein Schreiben an R. Georg zu kennen: wären zwei vorhanden gewesen, würde er sie wohl als erstes und zweites unterschieden haben, wie die Briefe an Kolycana durch Zahlen unterschieden werden. Wohl aber war aus Golls Anmerkung 1. (S. 21), daß das Schreiben an R. Georg sich in Bd. I und II des Bräuderarchivs finde, zu schließen, daß davon zwei identische Abschriften in das seit 1550¹⁾ restaurirte Bräuderarchiv gekommen seien. Denn das Citat kann doch kaum den Sinn haben, daß das Schreiben so auseinander gerissen sei, daß ein Theil sich im ersten Bande, der Rest sich in einem zweiten befinde. Diese Vermuthung ist mir durch eine Anfrage bei dem Archivar des Herrnhuter Archivs, Herrn A. G. Litisch, dessen entgegenkommende Freundlichkeit bereits Goll rühmt, und dem ich für die mir bewiesene hier auch öffentlich bestens danke, bestätigt worden: wenigstens stimmen beide in Anfangsworten und Sätzen vollkommen überein.²⁾ Wie noch einige Male in der großen Sammlung vorkommt, finden sich von ein und demselben Stücke auch bei diesem Schreiben zwei Copien. Die erste (I, 351) führt den einfacheren Titel:

Bratry za Krále Girjho wuskostech,

die zweite (III, 140) den ausführlicheren und auch eleganter mit Fraktur geschriebenen:

Psanj Staryck Bratry w'Auzkostech postavenych za Krále Girjeho.

Herr Litisch hält die erstere Copie für die ältere, vielleicht nach dem Original ausgeführte Abschrift, während die zweite selbst von einer Copie abgenommen sein möge. Eine Datirung aber findet sich bei keiner Copie, wie denn auch bereits erwähnt ist, daß Goll kein bestimmtes Jahr bei dem Schreiben angibt.³⁾ Gindelys Datirung 1470 für das mit dem 4. Briefe an Kolycana übereinstimmende Schreiben an R. Georg beruht also nicht auf der Autorität des Mscr., vielmehr wird er dem Schriftstück die Zeit zugewiesen haben theils auf Grund der andern Documente, unter denen es sich fand, theils nach dem ganzen Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse. Und so ist denn wohl auch anzunehmen, daß er, wie die Restauratoren des Archivs, die erste Copie für einen ganz anderen Brief gehalten und in ein früheres Jahr (1468) gesetzt hat. Doch sollte dies auch nicht der Fall sein: wenn die beiden Copien überhaupt nicht datirt sind, müssen wir die richtige Zeit erst finden, und da liegt

1) Im Jahre 1546 brannte Leitomischl, wo sich das sorgsam angelegte Archiv der Brüder befand, ab und das Archiv ging mit unter, es wurde aber seit 1550 mit großer Sorgfalt von Joh. Černý und Blahoslav wieder herzustellen versucht. Gindely, Quellen. S. IX; Goll S. 7.

2) Nur hat sich Goll geirrt, wenn er I u. II citirt statt I u. III.

3) S. v. S. 2.

es auf der Hand, daß die fast wörtliche Uebereinstimmung des Schreibens an R. Georg mit dem vierten Briefe an Mothcana auf die gleiche Entstehungszeit d. h. des J. 1468 hinweist. Daran werden wir nicht zweifeln, wenn das Schweigen von der Weihe der ersten Priester durch den Waldenserbischof Stephan allein die Annahme zuläßt, daß der Brief an R. Georg ebenso wie der 4. an Mothcana verfaßt ist, ehe die Weihe der Priester durch Stephan stattgefunden hatte.

Edm. Meyer.

Oesterreichische Geschichte für das Volk. VII. Oesterreich im Reformationszeitalter (1526—1617) von Julius Pazout und Dr. Theodor Lupek I. Abtheilung: Die Zeiten Ferdinand I. und Maximilians II. II. Abtheilung: Die Zeiten Rudolf II. und Mathias'. Wien, Alfred Hölder, k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler.

Die erste Hälfte der Serie VII „Oesterreich im Reformationszeitalter“ 1526—1617 bringt die Zeiten Ferdinands I. und Max II.: zuerst Ferdinands Jugendgeschichte, seinen Regierungsantritt und seine Wahl zum König von Böhmen und Ungarn, die daran sich knüpfenden Kämpfe mit Johann Zapolya und die im Ganzen energielose Kriegsführung gegen den Erbfeind. Die Darstellung leidet an gewissen Ungleichmäßigkeiten, die immer eintreten wird, wo zwei sich in eine Arbeit theilen. Die Geknüpftheiten, wo die verschiedene Darstellungen aneinander gränzen, lassen sich nicht leicht auspolieren. Dazu kommt noch die redaktionelle Arbeit, die sich hier und da in gewissen Schlaglichtern geltend macht. Im Ganzen ist der Ton der Darstellung ein gelungener zu nennen. Ueberall werden die Thatsachen, besonders in der zweiten Abtheilung, mit sicherem Blick auf den Horizont ihrer weltgeschichtlichen Wichtigkeit distirt. Im ersten Theil werden wohl die Persönlichkeiten eines Gritti, Mistopol, Augusta, Canisius, Nadasdy, Blandrata, Utesinovic im Lichte der Ideen gezeigt, die sie vertreten, doch ist die Schilderung mehr indirekt, während im zweiten Theil die leitenden Persönlichkeiten scharf beleuchtet, lebendig und plastisch in den Vordergrund treten. So läßt der Verfasser des ersten Theils Kaiser Ferdinand I. von Martinuzzi sagen: „dieser König sei mehr werth als ein Heer von 10.000 Kriegern“, oder den Sixt von Otendorf von den Befehlshabern Ferdinands 1547: „man nahm den Städten das Korn und gab ihnen Spreu zurück.“ Darin besteht aber auch seine ganze Kraft der Charakterisierung. Die beiden Pole der Darstellung sind natürlich bei beiden Herrschern ihr Verhältniß zur Reformation und ihre Kämpfe mit den Türken. Die religiösen Verhältnisse, besonders in Böhmen und in den Erblanden, werden in klarer, anschaulicher Weise entwickelt. Im Urtheil objectiv und mit vollständiger Beherrschung des einschlägigen Materials wissen die Verfasser das Wichtige vom Unrichtigen zu trennen und unsern Blick bei den Hauptaktionen festzuhalten. Ihr besonnenes Urtheil über Männer und Thaten wirkt wolthunend, man muß meist zustimmen. „Daß der erste Herrscher über Gesamtösterreich ein Mann wie Ferdinand war, kräftig, umsichtig und zäh in der Durchführung seiner Entschlüsse, war ein segensreiches Vermächtniß für die Folge.“ Die Charakteristik Maximilians II. ist vortreflich. Hier setzt überhaupt die Darstellung in festerer Weise ein. Der Verfasser nennt ihn eine der lebenswürdigsten Persönlichkeiten in der Geschichte des Reformationszeitalters. Besonders wohl motivirt ist des Verfassers Anschauung über das Verhältniß Max II. zu Katholiken und Protestanten (S. 153), die Streitigkeiten der 3 Religionsgenossenschaften und die Charakteristik der Wiedertäufer; aber auch die Charakteristik der Geselligkeit in Oesterreich und Steiermark durch den gelehrten Staphelius gibt uns einen tiefen Einblick in die treibenden Faktoren, ebenso wenn die Herren und Ritter auf dem Landtag 1567 die Wiedertäufer in Schutz nehmen und vertheidigen, freilich nicht aus religiöser Duldung, sondern weil sie sich gut scheeren ließen. So erblicken wir den Kaiser hoch über all dem Gezänke der Theologen, der einzige Mann, der wirklich über allen Partheien stand. Wie schwach der Gedanke des Zusammenhangs des Gesamtreiches war, zeigt die 1575 bei der Wahl des Thronfolgers Rudolf dem Kaiser auferlegte Verpflichtung, daß er die Böhmen nicht nöthigen könne den Türken Hilfe zu leisten. Auch die Charakteristik der religiösen Partheien in Ungarn zeigt von tiefem Einblick in die wirklichen Verhältnisse. Es ist auffallend, bemerkt der

Verfasser, daß die Ungarn nicht ebenfalls nach einer gesetzlichen Sicherung ihres Glaubensbekenntnisses streben, während die Böhmen und Oesterreicher einen so heftigen Kampf darum führten. Möglich, daß sie ihre religiöse Freiheit durch die Dreitheilung des Landes unter den Kaiser, den Türken und den Fürsten von Siebenbürgen hinlänglich gesichert glaubten, möglich auch, daß sie die Leiden ihres Vaterlandes nicht durch religiöse Kämpfe noch vermehren wollten. Die Ungarn gaben sich auf den Reichstagen beharrlich den Anschein, als seien sie mit der Annahme der Augsburger Confession keineswegs aus der katholischen Kirche ausgetreten. Mit der Darstellung der Regierung Karls in Innerösterreich und Ferdinand's in Tyrol schließt das in einen letzten Parthien recht gut gearbeitete Buch und leitet damit zur Regierung Rudolfs und Mathias über.

In der zweiten Abtheilung, welche von einer weitaus gleichmäßigeren Haltung ist, werden uns die Zeiten Kaiser Rudolfs II. und Kaiser Mathias vor Augen geführt. Der Verfasser gibt mit wenigen aber scharfen und gelungenen Zügen das Bild der hervorragenden Persönlichkeiten. Er führt uns mitten in die Begebenheiten jener vielbewegten Zeiten und ordnet lebendig das Zusammengehörige mit jener einfachen Sauberkeit, die bei einer Arbeit von so bestimmten Zwecken Noth thut. Die Wirthschaft des ständigen Adels, sein Niedertreten der ausständigen Bauern wird uns in wahrheitsgetreuer drastischer Schilderung an einzelnen Exemplaren dieser Herren illustriert. Die Verhältnisse in Inner-Oesterreich nach Erzherzog Karls Tode, der Streit seiner Witwe Marie mit dem Lutherischen Adel, die Anmaßungen dieses letzteren, die nur die Religion dazu benützt „um eine vollständige Aenderung des Regimentes zu seinen Gunsten herbeizuführen“, die verwirren Verhältnisse unter der Statthaltertschaft des Erzherzogs Ernst bis 1594 bieten die Grundlage zu dem Bilde der Gegenreformation unter Ferdinand (II.) und Martin Brenner, des Bischofs von Seckau. „So hart diese Maßregeln schienen“, fügt der Verfasser hinzu, „so ist es doch über allen Zweifel erhaben, daß Ferdinand auch hierbei nur das Wohl seiner Unterthanen im Auge hatte.“ Der 4. Abschnitt faßt die Verhältnisse in Ungarn und Siebenbürgen ins Auge. Auch hier weiß der Verfasser uns überall in interessanten Einzelzügen ein Bild der ganzen Lage zu geben, und mit Spannung folgt man seiner leicht geschürzten Erzählung. Der Zweck, unterhaltend zu belehren, soll bei derlei Arbeiten, die die Resultate der Forschungen in ansprechender Weise zu verwerthen haben, nie außer Auge gelassen werden; so wird die Geschichte unseres großen Vaterlandes zum Gemeingut, so bringt sie wirklich ins Volk. Die tapfern, ruhmvollen Kriegsthaten eines Adolfs von Schwarzenberg, Niklas Palffy, die Namen von Kriegshelden und Gelehrten, Kirchenfürsten und Reformatoren, Dynasten und Abenteurer weiß der Verfasser glücklich in den Rahmen des Bildes zu bringen. Es ist fast keine Zeit so wie diese angethan, um in genebildlicher Weise sie uns nahe zu bringen. Der Marchese Julio, Sohn Rudolfs, die im Blut badende Elisabeth Kubasdy, der Selbstmord des Kammerdieners Ruch, die unglückliche Ehe der schönen Habsburgerin mit dem elenden Sigmund Bathory beleben das oft ermüdende Einerlei der Staatsaktionen. Der Verfasser motivirt aus dem Charakter der Personen heraus und wirkt dadurch überaus lebendig. Rudolfs Haß gegen die Protestanten hängt mit seiner Abneigung gegen die Macht der Stände zusammen, beide zusammen konnten für die Ruhe und selbst für den Bestand des habsburgischen Staatswesens in hohem Grade gefährlich werden. In klarer Weise legt der Verfasser die Motive dar, welche Mathias nach 1605 gezwungen haben, nachdem er von seinem Bruder zurückgestoßen war, in solcher Weise gegen ihn aufzutreten. Die hereinspielenden deutschen und französischen Verhältnisse werden am rechten Platz zur vollen Beleuchtung des Bildes verwendet. Sehr interessant ist das Capitel über den Majestätsbrief, über den Einfall der Passauer. Was der Streit über den Majestätsbrief betrifft, so hat Gindely die Verhältnisse vollkommen geklärt und der Verf. darf die Protestanten nicht beschuldigen, sie hätten im Jahr 1609 zu wenig Vorsicht gebräucht. Im Majestätsbrief steht „königliche Städte“, im Vergleich „königliche Güter“. Was sind königliche Güter? Die Protestanten erklärten, es seien auch die geistlichen Güter. Mit Recht sagt Gindely, der seine den Katholiken günstige Anschauung später zurücknahm: „Wie hat man 1609 bei

Abfassung des Vergleiches die Bezeichnung königl. Güter verstanden?“ Hier lautet die Antwort zu Gunsten der Protestanten, sie hatten ausdrücklich erklärt, daß sie unter königlichen Gütern auch die geistlichen verstehen. Das Benehmen der Vorfahren des Kaisers Mathias zeigte, daß sie die geistlichen Güter als königliche betrachteten. Mathias wußte sich also nur dadurch zu helfen, daß er in beiden Verträgen, dem Majestätsbrief und dem Vergleich, der geistlichen Güter nicht erwähnte. Die Versammlung von 1614 in Linz, „Der General-Convent“ betrachtet der Verf. gewissermassen als den ersten österreichischen Reichstag, die erste Versammlung, in der sich alle Länder der deutschen Habsburger als ein zusammengehöriges Ganze darstellten. Nach Zweck und Ursache stellt sich die Sache wohl etwas anders dar, die äußerliche Einigkeit war damals keine innerliche. Dem Kaiser blieb auch nichts übrig als den General-Convent zu schließen. Derselbe hatte 14 Tage gedauert und 200.000 Gulden gekostet; für diesen Preis war der Kaiser um die Einsicht reiser geworden, daß auf diesem Wege nichts zu bekommen sei.“ Ch.

Dr. Alois Franz Paul Nowak: Vom Ursprunge der Quellen. Prag 1879. (Schluß)

Das Glühen des Erdkernes, welches nur an der Oberfläche desselben stattfindet, ist „vieleicht“ die Wirkung eines zwischen Erdkern und Erdrinde bestehenden „galvano-elektrischen Processes“, welcher in seinen Intensitäts-Schwankungen die Spannungsverhältnisse der im tellurischen Hohlraume befindlichen Dämpfe in abwechselnden Graden erscheinen und in Folge dessen die auf diesem Wechsel in der Spannungs-Intensität beruhende Erklärung der quantitativen Schwankungen des Grundwasserstandes als eine sehr natürliche sich darstellen lassen. Den Zusammenhang des Erdkernes mit der Erdruste an den beiden Polen, glaubt der Autor in der Kraft des Erdmagnetismus suchen zu können. Das thatsächlich Abflüsse aus den Meeren und allen tieferen Binnenseen nach dem tellurischen Hohlraume stattfinden, sucht der Verfasser aus der unzulänglichen Verdunstung gegenüber der Wassereinnahme bei allen diesen Gewässern zu beweisen, und führt uns zu diesem Behufe zahlreiche, mit sehr vielem Fleiße und Sorgfalt in der neueren Reiseliteratur gesammelte für diese seine Annahme sprechende Beobachtungsdaten an. Er erörtert die interessanten Verhältnisse des todtten und kaspischen Meeres, und leitet uns an der Hand verbürgter Beobachtungen zu der überzeugenden Thatsache, daß die bei diesen Binnenmeeren aus dem Zuflusse bedeutender Flüsse und den niedergehenden meteorischen Wässern resultirende Wassereinnahme gegenüber der Verdunstung eine sehr beträchtliche sei, so daß bei dem nur geringen Schwankungen unterworfenen Stande der Wasseroberfläche beider genannten Meere nur die Frage übrig bleibe, wohin die Menge der jährlichen Wassereinnahme verschwunden, welche Frage sich nur dahin beantworten lassen: durch Risse und Klüfte in Tiefe abgeloßen.

Durch dieselbe Deduction, wenn auch mit bereits mehreren unbestimmten Faktoren rechnend, glaubt Dr. Nowak auch für das mittelländische Meer wie den Ocean erweisen zu können, daß die Verdunstung die jährlich den Meeren zukommenden Wasserzuflüsse nicht aufwiegen könne, daher bei demselben Stande der Meeresoberfläche nur ein Tiefenabfluß die gegensätzlichen Verhältnisse ausgleichen könne. Im Weiteren spricht der Verfasser über die Wege, welche die oceanischen und die Wässer der Binnenmeere in die Tiefe nehmen, und zwar über die Möglichkeit der Existenz und über das wirkliche Vorhandensein solcher Wege. Von der mannigfachen Porosität der verschiedenen Gesteinsschichten abgesehen, sind es hier besonders die vulkanischen Mächte, welche die Erdrinde nach allen Richtungen und bis zur Tiefe des tellurischen Hohlraumes zerklüfteten und so den Wässern aus den Meeresbecken der Erdoberfläche den Weg in die Tiefe bahnten.

Derartige Spalten und Klüfte sind an den Küsten der Meere zu suchen, weil ja gerade hier die Continente von dem Meerezeit mit ihnen fest verbundenen Meeresboden schollenartig losgerissen und über denselben erporgehoben wurden. Derartige Klüfte und Risse müssen wir analog den vulkanischen Spalten auf den Continenten bei der steten Thätigkeit der vulkanischen Kräfte ebenso auf dem Grunde des Meeresbodens suchen, wenn wir erwägen, daß dieser nicht nur im mittelländischen Meere, sondern auch im atlantischen und großen Ocean der Schauplatz

großer vulkanischer Ereignisse war mit ihren die Erdrinde vielfach zerrüttenden und zerklüftenden Wirkungen. Ja es lassen sich directe Argumente für die Porosität und Zerklüftung des Meeresbodens anführen in den wasserreichen Süßwasserquellen in der Nähe der mittelländischen Meeresküste, wie z. B. die am Stamsane-Felsen, in Syrakus, im großen Hafen von Larento, in den Salzlagunen von Chan bei Cetta, bei Ragusa, Cattaro, bei Tortosa an der syrischen Küste u. s. w. Ebenso fanden Hofrath Munte und von Humboldt anderwärts stark sprudelnde Quellen süßen Wassers mitten im Meere.

Darf man ferner den in der Differenz des specifischen Gewichtes, beziehungsweise der Temperatur und des Salzgehaltes der Gewässer ihre Begründung findenden Strömungen nach Gareis und Becker nur eine sehr geringe Geschwindigkeit beimessen, so müssen wir billig annehmen, „daß wohl ein großer Theil jener zahlreichen auffallend kräftigen unterseeischen Strömungen auf ähnliche unterseeische Abflüsse zurückzuführen sind, wie wir solche durch Dr. White bei Cephalonia kennen gelernt haben und von weld' letzteren uns ausdrücklich erzählt wurde, daß durch sie nicht unbedeutende Strömungen erzeugt werden.“

Würde man diesen Erörterungen die Erfahrungen bei Peilungen im Ocean gegenüberstellen, bei denen man bis jetzt einen directen Abfluß nicht zu constatiren vermochte, so müßten wir damit antworten, daß uns von Stellen stärkerer, mit lebhafter Strömung verbundener Abflüsse Peilungsversuche deshalb nichts berichten und zu berichten vermögen, weil gerade an diesen Stellen der Sondirungsapparat den Grund nicht erreichen kann.

Fragen wir uns, nachdem wir aus der Mehreinnahme von Wasser und unzulänglichen Verdunstung unterirdischer Abflüsse auf Klüften und Spalten festgestellt, ob das Wasser wirklich als solches bis in die Tiefe des tellurischen Hohlraumes eindringen kann? Humphry Davy's, v. Humboldt's, Angelor's Berechnungen lassen uns mit gewisser Bestimmtheit annehmen, daß der Druck jeder zum tellurischen Hohlraume reichenden Wassersäule gleich zu setzen ist 4069 Atmosphären. Die Temperatur im tellurischen Hohlraum mit 1300° festgesetzt, ergibt eine daselbst herrschende Tension von nahezu 1200 Atmosphären. Diese Faktoren gestatten billig die Annahme, daß Wasser unter jeder Bedingung auch bei einer bedeutend geringeren Mächtigkeit der Erdrinde im Stande wäre, in den tellurischen Hohlraum einzudringen. Dem Bestreben, in größerer Tiefe sich in Wasserdampf umzuwandeln, setzt sich der darüber lagernde hohe Atmosphärendruck als Gegengewicht entgegen, von dem schon $\frac{1}{3}$ genügt, um (die Gränze der Spannkraft des Wasserdampfes in einem geschlossenen Raume in Berührung mit flüssigem Wasser auf 1200 Atmosphären festgesetzt) das in die Tiefe gedrungene Wasser als solches, aber im glühenden Zustande zu erhalten. Das in diesem Zustande sich befindliche Wasser, von dem darüber lastenden Drucke hinabgepreßt, begegnet im tellurischen Hohlraume nur einem Drucke von nicht ganz 1200 Atmosphären, und dieser geringe Druck gestattet zum größten Theile die Verwandlung desselben in Wasserdämpfe, die, wie oben bereits erwähnt, in die tellurischen Becken gepreßt, von da in Klüften und Rissen der Erdrinde nach der Oberfläche hin sich Ausgänge suchen, um daselbst in verschiedenen Modificationen als Quellen zu Tage zu treten. Diese letzteren lassen in den bald regelmäßigen, bald unregelmäßigen Schwankungen ihrer Wasserquantität auf einen fortwährenden, vielleicht in der verschiedenen zwischen Sonne, Erde und Mond herrschenden Stellung beruhenden oder von verschiedenen Graden der Intensität des Glühens des Erdkernes herrührenden Wechsel der Spannungsintensität der Wasserdämpfe im tellurischen Hohlraum schließen.

Im Verlaufe der letzten beiden Vorträge giebt nun der Verfasser in ausführlicher Weise die Erklärung zu jenen dunklen Quellenphänomenen, welche bis jetzt von der modernen Quellentheorie vergeblich in genügender, zufriedenstellender Weise zu deuten versucht wurden, wie dies schon im ersten Theile seines Werkes angeführt. Hat sich der Leser einmal mit den etwas ungewöhnlich Ueberraschendes an sich tragenden Hypothesen genügend vertraut gemacht, so folgt er dem Autor mit großem Interesse bei allen folgenden Erklärungen thatsächlicher Quellenverhältnisse, die in ganz natürlicher, geradezu spielender Weise aus seiner neuen Quellentheorie deducirt alle darin übereinstimmen, daß die aus den tellurischen Meeresbecken und Binnenseen gegen

die Erdoberfläche emporgepreßten Wasserdämpfe mehr weniger mit mineralischen Dämpfen gemengt, auf direkteren breiteren, oder verzweigten engeren Wegen geleitet früher oder später durch Gesteinsschichten zu Wasser condensirt, als Thermen-, Mineral- oder gewöhnliche Quellen zu Tage treten.

Wir finden also, daß die soeben skizzirte neue Quellentheorie nur ganz neue Gesichtspunkte eröffnet, von denen aus der unterirdische Kreislauf der Wässer betrachtet werden kann. Der Autor hat einen kühnen Griff gethan, wenn er, das Gebiet der Physik streifend, solche Gesetze zur Erklärung seiner Hypothesen heranzieht, die selbst nur bis zu einer gewissen Gränze ihre Gültigkeit haben. Ich erinnere hier an den großen Atmosphärendruck der einzelnen in die Tiefe gehenden Wasserfäulen und den diesem gegenüberstehenden viel geringeren im tellurischen Hohlraum. Müßte da nicht über kurz oder lang ein Ausgleich der Spannung stattfinden? Desgleichen sind seine Hypothesen über den tellurischen Hohlraum, das Glühen des Erdkernes, und dessen Zusammenhang mit der Erdkruste wohl gewagt; das jedoch läßt sich nicht leugnen, daß, wenn der Leser mit all' den Hypothesen der von Herrn Sanitätsrath Dr. Nowak mit seltenem Fleiße und großer Sorgfalt aufgestellten neuen Quellentheorie in's Klare gekommen, derselbe die Einfachheit bewundern muß, mit welcher sich die mannigfaltigsten Quellenphänomene erklären lassen. Dieser Vorzug dürfte auch dem Werke bei den Fachleuten stets eine billige Berücksichtigung sichern.

Vom Büchertisch der schönen Literatur.

Heinrich Swoboda: Gesammelte Gedichte, Dramen und Erzählungen. Tachau 1878.

Heinrich Swoboda ist dem Leser gewiß kein Fremder auf der politischen wie auf der literarischen Arena. Ein vortrefflicher Volksmann und begeisterter Kämpfer für Aufklärung und Fortschritt, erhob er in den letzten Decennien zu wiederholten Malen seine Stimme und griff in die Leher, um in entscheidenden Momenten, in Stunden der Gefahr volltönende Weisen zu fügen, seine Landsleute aus sorglosem Halbschlummer zu mannhafem Handeln aufzurütteln, sie zu warnen und zu ermuntern. Seine poetischen Schöpfungen, gezeugt unter dem unmittelbaren Eindrucke culturgeschichtlicher Begebnisse, erschienen zerstreut in verschiedenen Tagesblättern und Zeitschriften und fanden ungetheilten Beifall, wofür wohl am deutlichsten die Thatsache spricht, daß dieselben kurz nach ihrer Veröffentlichung wiederholt nachgedruckt und den weitesten Lesekreisen zugänglich gemacht wurden, so z. B. das gehaltvolle tiefpoetische „Mahnwort“, welches nach dem Sturze des Ministeriums Hohenwart in der seither aufgelaassenen „Deutschen Volkszeitung“ in Prag erschien und darauf im Leipziger „Intelligenz-Blatt“, in der Leipziger „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ u. s. w. zum Abdruck gelangte. Der Hr. Verfasser hat nun die Kinder seiner Muse gesammelt, und dieselben präsentieren sich dem Leser in einer recht netten Ausstattung. Wir haben es in diesem Falle nicht mit einem „Poeten“ gewöhnlichen Schlages zu thun, dem es sich darum handelt, jedes Gefühl und Gefühliches zu zierlichen Verslein zu drehfeln und „Herz“ auf „Schmerz“, „Lust“ auf „Brust“ u. s. w. zu reimem; Swoboda kennt solche Tanderei nicht, ihm ist die Poesie ein ernster Beruf, Ebles, Schönes, Wahres zu fördern und für die höchsten Güter des Volkes, der Menschheit ehrlich zu wirken. Seine Devise lautet bezeichnend:

Vom Feinde gefürchtet, vom Freunde geliebt,

Im Stillen geachtet von Beiden,

Das ist ein Sänger von deutschem Kern —

Ein Trost dem Gerechten in Leiden . . .

Aus der stattlichen Zahl der Gedichte politischen Inhaltes seien neben dem schon genannten „Mahnwort“ hier besonders hervorgehoben das in edler, schwungvoller Diction gehaltene, ächten Patriotismus athmende „An's Vaterland,“ geschrieben im Juni 1860, als ein Manifest des Kaisers Franz Josef I. das Morgenroth einer neuen Aera für Oesterreich verkündete und

Schmerling mit seinen Reformvorschlägen in die Oeffentlichkeit trat; ferner „Ostern“, „Umschau“, „Ruinen“; das letztgenannte Poem liefert unter dem Banner Ulrichs von Hutten der Armee der Finsterlinge eine entscheidende, siegreiche Schlacht. Peisender Spott und ätzende Satire gehen dem Dichter ebensowenig ab wie weiche Empfindung und milde Stimmung; erstere documentiren die „Feuerprobe“, „Guter Rath“ und die „Epigramme“, letztere klingen aus in „Sehnsucht“, „der Mutter Trauer und Trost.“ Die „Epigramme“ stehen jedoch in Bezug auf Glätte und Rhythmus den übrigen, zumeist meisterhaft gebrauchten Versformen nach. Echt Lessingisch zugespitzt zeigt sich das Sinngedicht „Motiv“, und als gelungen verdient die Ballade „In Gottes Schutz,“ eine Episode aus dem Leben Maria Theresias behandelnd, namhaft gemacht zu werden.

Das dramatische Bild „In den schwarzen Bergen“ gibt dem Verfasser Gelegenheit zu einer bewegten und lebendigen Schilderung einer Scene aus dem Kampfe der Montenegriner gegen die Türken, während das dreiaktige Charakterbild „Im Kreuzgange“ ein gelungenes Stück Bauernlebens und den bestückenden, dämonischen Einfluß eines listigen Kapuziners auf ein gläubiges, einfältiges Mädchengemüth, das ihrem Gewissensrothe zum Opfer fällt, in drastischer wirksamer Weise darstellt.

Swoboda bewährt sich auch als geschickter Erzähler, der in 3 Geschichten: „Die Pschirbeits-Leni,“ „des Försters Fritz“ und „Vogumil“ den Leser zu fesseln und bis zum Schluß in Spannung zu erhalten weiß. Alle treffen in glücklichster Weise den wahren Volkston und werden ihre Wirkung nie versagen. Recht originell gedacht und zutreffend geformt ist die kurze Erzählung „Der Rosenkranz,“ in welcher ein würdiger Seelenhirt eine eingestrichelte Betschwester zur Ueberzeugung bringt, daß dem Himmel ein einziges, andächtig gesprochenes Vaterunser lieber ist, als ein Schoß gedankenlos, mechanisch herabgeleierter Rosenkränze. Im Ganzen können wir Swoboda's Buch auf das Beste empfehlen und würden einen weiteren Band seiner Poesien, der in Aussicht gestellt ist, mit lebhaftem Interesse und freudigst begrüßen.

Im vollständigen Widerspiele zu seinen Gedichten, die voll Mark und Energie und mitunter schneidig klingen, immer aber bedeutsam in Bezug auf Stoff und Form sind, stehen die Erstlinge eines andern Jüngers Apollo's, der vom castalischen Quell getrunken hat und nun zum Pektum greift. Wir meinen das Büchlein von

Carl Tumlitz: Gedichte. Krumau 1879. In Commission bei Carl Reicheneder, Prag.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von mitunter recht ansprechenden Liedern variirt das alte Thema, das so zientlich jeden deutschen Jüngling einmal zum Dichten inlammirt, und von dem der ungezogene Liebling der Grazien also singt:

Die Engel, die nennen es Himmelsfreund',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es Liebe.

Manche Unschönheiten in diesen exotischen Ergüssen könnten, wollte man eine strengere Kritik üben, nicht übergangen werden, zumal man an das Lied, auf welchem Gebiete berufene Meister das Höchste an Formvollendung geleistet, auch strengere Anforderungen zu stellen berechtigt ist. Hier sei nur die Stelle auf Seite 16 erwähnt:

Meinen Lenz hast Du gebrochen,

und darauf:

Magst mein glühend Herz verhöhnen,
Aber einmal spricht's
Dir vielleicht in süßen Tönen
Donner des Gerichts. (1)

Ober Seite 35 die mindestens gewagte und unklare Frage betreffs des Irlichts über Sümpfen und die, vielleicht durch die Schuld des Setzers ganz unverständliche folgende Stelle:

Ich fühl's ja, wie durch in mir
Der Liebe Frühling webet.

Der Verfasser, dem lyrisches Talent zweifelsohne zuerkannt werden muß, bewegt sich auch mit erfreulicher Sicherheit in fremden Strophenformen, so in der Festsode „An den Kaiser“, ferner in der Abtheilung „Sonette, Ghajeten, Elegien,“ obwohl an manchen Orten die richtige Betonung der Worte geopfert werden muß, um beim Scandiren der Hexameter und Pentameter den genau vorgeschriebenen Bau dieser Verse zu ermöglichen; so müßte z. B. Seite 94

wie unbeständig das Glück
in der angedeuteten Weise scandirt werden, soll die zweite Hälfte des Pentameters erzielt werden.

Den Schluß bilden die zwei poetische Erzählungen „Aus Bosnien,“ wohl eigene Erlebnisse des Verfassers aus der jüngsten Occupationperiode. Das Büchlein, dem eine Inhalts-Angabe nicht geschadet hätte, ist dem patriotischen Frauen-Hilfsverein in Prag gewidmet und der Reinertrag ist für den Bau des Asylhauses für Obdachlose in Prag bestimmt. In Anbetracht dieses humanen Zweckes wünschen wir, daß die Gedichte Tumluz's ihren Weg finden.

Graf Clemens Zedtwig-Liebenstein: Wos Funklnoglnais. Gedichte in Egerländer Mundart. Prag, v. Dominicus 1880.

Schon früher, nämlich in der literarischen Beilage zum I. Hefte dieses Jahrganges der „Mittheilungen“, hatten wir Gelegenheit, auf die Begabung des Grafen Zedtwig als Dialekt-Dichter des Egerlandes aufmerksam zu machen und uns über seine humoristischen Gedichte, die unter dem Titel „As da Haimat“ erschienen, anerkennend und beifällig zu äußern. Das Gleiche läßt sich von dem uns heute vorliegenden Buche sagen, und mit Vergnügen constatiren wir neuerdings, daß dessen Lectüre uns, die wir der fernigen Egerländer Mundart mächtig sind, manchen Genuß verschafft hat. Für Jene, denen diese Kenntnis abgeht, gibt ein reichhaltiges Glossar, das dem Buche beigelegt ist, die nöthige Auskunft zum Verständnisse dieser Volksblüthen und setzt ihn in Stand, sich eine Stunde auf das angenehmste zu delectiren. Ist Manches darin auch nicht „funklnoglnau“ und durchaus werthvoll, so überwiegt doch das Gute und Unterhaltende; einzelne Stücke, wie „'s Flouchn,“ „Da Uafn,“ „Da Wäiding im Herzen“ u. f. f. und viele von den 100 „Vierzeiligen G'stanz'lu“ sind namentlich hervorzuheben. Daß man hier und da Kraftworte und Derbheiten mit in den Kauf nehmen muß, liegt in der Sache; wer wollte auch vom Volke verlangen, daß es beim Aekern Glacehandschuhe trage?

Esmarch Karl: Friedrich Carl von Savigny. Festgedicht zum hundertjährigen Jubel feste seiner Geburt. Berlin 1879.

In schwungvollen, wohlklingenden Strophen feiert der gelehrte Verfasser, der stets eines aufmerksam lauschenden Auditoriums sicher sein darf, ob er nun von dem Ratheder herab spricht oder als kunstgebübter Sänger seine Stimme ertönen läßt, den großen Rechtsgelehrten Savigny, als

... Kronenträger in des Geistes Spähren,
Und ein Prophet im Reich der Wissenschaft;
Der als Erobrer kam und als Befreier,
Der von des Rechts erlauchtem Götterbild
Mit kühner Rechte riß des Wahnes Schleier . . .

Die in sehr eleganter Ausstattung bei Puttkammer & Mühlbrecht erschienene Hymne wird jedem Gebildeten ein werthvolles Andenken an die am 21. Feber 1879 allerorts begangene Säcularfeier des unsterblichen „Lichtverkünders“ Savigny sein, dessen segensreiches Wirken und Lehren von unvergänglicher Bedeutung der am 25. October 1861 erfolgte Tod endete.

D. L.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVIII. Jahrg.

IV.

1879/80.

Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus Oesterreich 1. und 2. Band. Wien 1878. Wilhelm Braumüller.

Der Verfasser gibt in den vorliegenden zwei Bänden eine Kulturgeschichte Oesterreichs in biographischen Denkmälern und zwar des deutsch-österreichischen Volks. Die Memoiren, Selbstbiographien und Tagebücher, die bei seinen Forschungen ihm unterkamen, bilden eine Reihe geschichtlicher Bilder aus Oesterreich: der erste Band „Aus dem Zeitalter der Reformation“ geht von 1526—1648; der zweite Band „Aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung“ reicht von 1648—1792. Wie eine Sammlung von Porträtkupferstichen will der Verf. diese Bilder seinem Publikum bieten, die Männer sollen Charakterköpfe, Typen ihrer Zeit sein. In einer geistvollen Einleitung, gestückt mit geflügelten Worten von Poeten und Gelehrten, setzt der rühmlich bekannte Historiker seine Absicht auseinander, nicht ohne scharf abweisende Seitenhiebe auf literarische Gegner, die den über den Parteien stehenden höhnen und misgachten. „Hohn und Lob der Parteien sind mir jedoch gleichgültig geworden und ich folge wie jeder ehrenhafte Schriftsteller keinem andern Leitstern als meinem Vaterland in Ehren zu dienen.“ Goethe sagt von seinem Gedicht Hermann und Dorothea: Ich habe das rein menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tügel von seinen Schlacken abzuschneiden gewußt und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückszuwerfen getrachtet. Was das Recht des Dichters ist, das ist auch das Recht des Biographen, wenn er in lebendiger Anschaulichkeit freilich aber mit historischer Treue in die Vergangenheit greift und den Menschen darstellt, „der wie die lebende Pflanze und ihr Petrefakt das Gepräge der Welt an sich trägt, die ihn umgibt, in der er lebt und krebt.“ Die Einleitung zum 1. Band ist ein kleines Kabinetsstück, sie sollte in keinem unserer Schullesebücher an höhern Klassen fehlen. Das ist eine Vogelperspektive über den Verlauf von etlichen Jahrhunderten, sicher, scharf und umfassend. Aus dem gährenden Grund des Reformationszeitalters läßt nun der Verfasser schlicht und treu, oft vierschrötig und hausbacken wie sie sind, in allen ihren Eigenarten die Gestalten heraufsteigen, einen Georg Kirchmair, den katholischen reformfreundlichen Tyroler, die radicalen „Diener des Evangeliums“ die Wiedertäufer, die beiden Rhebenhüller, Bartelme den Protestanten und Franz Christoph den Katholiken, beide zugleich den ständisch-konstitutionellen und absolut monarchisch gesinnten Adel vertretend, sie charakterisieren die reformatorische Bewegung in Innerösterreich; Erzbischof Marx Sittich, einen Graf von Hohenembs, 1612 geweiht, der Gegenreformator im Salzburgischen als Vertreter des weltlichen und geist-

lichen Kirchenstaates, Hans Ludwig von Ruffstein, den loyalen Protestanten und Convertiten unter Kaiser Ferdinand, Wilhelm Slavata, den katholisch dynastisch gesinnten Edelmann von Böhmen, und Wolf Adam Pachhelbel 1592—1649, der das protestantische Bürgerthum in seiner Bedrängniß und in seinem tragischen Ausgang darstellt. Ein reicher Kranz von andern zeitgenössischen Gestalten belebt diesen Bildersaal, in dem die scharfen Contouren und farbensatten Bilder der genannten Köpfe nur scharfer und sprechender hervortreten. Wie viel lehrreicher ist solch ein Buch in seiner plastischen Lebendigkeit gegenüber der matten und verschwommenen Charakteristik der Zeiten, wie sie früher gegeben wurden. Zum Glück bringt es das Bedürfniß gelesen zu werden mit sich, daß unsere historische Schriftsteller den Farbenkasten und den breiten Pinsel stärker anwenden und uns mit scharfen Schlaglichtern der Anschauung die Zeiten an dem Bilde eines kräftigen Mannes aus was immer für einer Schicht der Gesellschaft vorführen. Die kurzen orientirenden Einleitungen vermitteln ein rasches und sicheres Verständniß; die markige Darstellungsweise des Verfassers verliert sich nicht in uninteressantes Detail, die dem Weltgeist bloß den Staub aus der Garderobe klopft. Es sind nicht immer geistige Flügelmänner, die uns der Verfasser vorführt, aber echte Söhne ihrer Zeit.

Der zweite Band bringt eine ebenso trefflich geschriebene Einleitung. Der Verf. bedauert, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei einen Repräsentanten des Bauerthums aufnehmen zu können. Der Bauer führt in der Zeit seiner Unfreiheit weniger ein Einzel- als ein Geschlechtsleben und unsere Dorfgeschichten sind mehr in Urbarbüchern und Gerichtsakten als in bäuerlichen Berichten zu finden. Dafür aber führt der Verf. zwei Bürger und Handwerker als Vertreter des arbeitenden und erwerbenden Volkes ein. Auch die geschichtlichen Gestalten des zweiten Bandes charakterisiren auf Grund eigenhändiger Aufzeichnungen die verschiedenen Volksklassen und geistigen Richtungen: Die Bergmannsfran Elisabeth Stampfer 1637—1695 in Steiermark und Kärnthen; Graf Sigmund Joachim Trautmannsdorf „der Soldat“ und „Officier“; Fürst Ferdinand von Schwarzenberg, der landsässige Edelmann und Hofherr aus der Zeit Leopold I.; Graf Sigmund Rhevenhüller, der Edelmann im ständischen und staatlichen Dienst zur Zeit Karl VI., Graf Carl Zinzendorf bezeichnet die bürokratische namentlich finanzielle Thätigkeit der Theresianischen und Josephinischen Regierung; Friedrich Justus Nibel, ein aus Deutschland nach Wien berufener Gelehrte, ist eine typische Gestalt aus der Aufklärungszeit. Diese wertvolle Gaben des Verfassers dürfte kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen. Die Arbeit des Verf. ist eine ganz andere als die gewöhnlichen populär culturgeschichtlichen Werke, die oft Alles in Allem mit einer Trockenheit geben wollen, die abstößt und nicht anzieht und dabei den philosophisch moralischen Bettlermantel umhängt. Nur solche Werke wie diese werden dem eigentlichen Zweck der Culturgeschichte in gebildeten Kreisen nützen, indem sie das Wachsen richtiger Einsicht nach allen Seiten fördern. Der Verf. weist zuletzt noch klar und mit dem Blick des Historikers auf die Bedeutung des süddeutschen Volksstammes in Oesterreich hin und treffend auf die große Bedeutung der Städte Wien und Graz. Schon die Vielseitigkeit der Gestalten, die vor das geistige Auge geführt werden, bringt jenes Viele, das manchem etwas bringt; die große Geschicklichkeit des Verfassers lehrreich und faßlich zu sein, ob er über Eisenindustrie, Prohibitivsystem, ständische Verfassung oder was immer spricht, bietet dem Laien eine solche Fülle von Belehrung, daß selbst dann, wenn er im Einzelnen stecken bliebe und er den Faden des Ganzen verlore, noch ein Ueberfluß an Reichthum bleibt. Aber gerade das Ganze ist es, was, wenn man das Buch gelesen und innehält, mit intensiver Kraft die volle Entwicklung einer so großen Parthie der Culturgeschichte Oesterreichs nicht in philosophisch und nationalökonomisch angehauchten Sätzen verbräunt mit historischen Beispielen, sondern im vollen Costum des Jahrhunderts an wirklichen Personen bis in das kleinste Nervengeflecht mit allen geistigen Fühlfäden zeigt. Der Verf. erzählt zuletzt, daß Gutz in seinem Tagebuche von 1825 erzählt, daß er die besten Parthien von Hornayrs österreichischen Plutarch mit der Idee durchgelesen habe, ob ihm das Werk, etwas besser geordnet und von seinen Schladen gereinigt, nicht einen guten Abriss der Geschichte Oesterreichs bieten könne. Das was der Verf. S. V. im Voraus wünscht, scheint hier

nach der Ueberzeugung des Referenten wahrhaft gelungen, selbst Leute „ohne Wohlwollen“ dürften darüber bald klar sein. Die Ausstattung des Buches macht der berühmten Verlagshandlung alle Ehre.

G. Wolf: Oesterreich und Preußen (1780—1790). Wien 1880. Alfred Hölder.

Der Verf. des vorliegenden Buches ist den Lesern der Mitteilungen keine unbekante Persönlichkeit; unter seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten haben namentlich jene, welche sich mit der Geschichte der Juden in Oesterreich befassen, eine verdiente Anerkennung gefunden. Durch seine Geschichte der k. k. Archive in Wien hat er die Notwendigkeit einer Archivreform in Oesterreich in überzeugender Weise dargethan und sich um dieselbe, die thatsächlich dringendes Bedürfnis geworden, ein großes Verdienst erworben.

Die vorliegende Schrift führt uns in die Zeit des unvergeßlichen Kaisers Josef II., für welche der Verfasser schon seit 1877 einige interessante Vorstudien veröffentlicht hat. Den unmittelbaren Anlaß zu derselben bot die Auffindung einiger Briefe Josefs II. und Rundschafterberichte im Archive des Reichskriegsministeriums, welche die Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen in einem anderen und zwar trüberen Lichte erscheinen ließen, als man sie bis dahin gesehen hatte. Dies regte zu weiteren Studien in den Berliner und Wiener Archiven an, als deren Resultat das vorliegende Buch anzusehen ist. Der Verf. führt uns zunächst in die letzten Tage der großen Kaiserin und gewährt uns eine Ansicht über die politische Lage der Monarchie, die namentlich in Hinsicht auf das Verhältnis zu Preußen nicht besonders günstig war; denn dort hielt man die Kaiserin zwar frei von Kriegsaluren, aber von den unruhigen (romuant et tracassier) Sinne Josefs II. versah man sich nichts gutes. So ist die letzte Zeit der Kaiserin ausgefüllt mit Schachzügen der österreichischen Politik gegen Friedrich II. und Gegenzügen des letzteren. Von allendem gibt der Verf. ein deutliches Bild. Im zweiten Abschnitte (das Buch enthält deren 12) erhalten wir eine Charakteristik Josefs II. u. Friedrichs II., die manches Neue bringt. In übersichtlicher Weise werden die Erparungsmaßregeln Josefs, die Aufhebung der Censur, die kirchlichen Reformen und jene auf dem Gebiete des öffentlichen Verkehrs, der Justiz, des Unterrichtswesens behandelt. Was das Toleranzedikt und dessen nächste Wirkungen anbelangt, so sei hier eines curiosen Zwischenfalles gedacht, den der Verf. auf Seite 37 bespricht. Im Pardubitzer Kreise erklärten sich mehrere Unterthanen, die bis dahin als Katholiken gelebt hatten, als Juden, worauf der Kaiser resolvirte: „Sollten diese Leute bei der Erklärung, daß sie Israeliten seien, verbleiben, so müssen sie auch nach der Vorschrift des Gesetzes Moisis behandelt und ihnen die Verbindlichkeit, sich allsgleich förmlich beschneiden zu lassen, auferlegt werden, welches vielleicht weit schneller ihre Bekehrung, als alles weitere Zureden bewirken wird. Sind sie aber schon wirklich beschnitten, so sind sie Juden und können daher nicht anders, als diese im Lande behandelt werden, somit sind sie auch nicht mehr fähig, Gründe eigenthümlich zu besitzen und müssen daher gänzlich abgestiftet werden.“

Was den Besuch des Papstes Pius VI. in Wien betrifft, fehlt es auch nicht an interessanten Einzelheiten, von denen ich hier nur ein Factum heraushebe: Einige Tage vor der Abreise des Papstes stellten sich demselben einige ungarische Prälaten vor, um von ihm zu vernehmen, wie er wolle, daß sie sich bezüglich der kaiserlichen Verordnungen in Kirchensachen zu verhalten hätten. Der Papst antwortete, es sei ihre erste Pflicht, den Befehlen ihres Monarchen zu gehorchen, wozu sie nicht allein an und für sich verbunden wären, sondern wozu er ihnen selbst die Vollmacht ertheile. Wie unangenehm den Kaiser der Besuch des Papstes berührte, schildert ein Brief des ersteren an die Kaiserin Katharina in drastischer Weise: „Ich muß aufrichtig gestehen, schreibt Josef II., daß die drei Stunden täglich, die ich regelmäßig verbrachte, um mit ihm über theologische Fragen zu sprechen, über Gegenstände, über welche wir, jeder von uns, Worte gebrauchten, ohne sie zu verstehen, so daß wir manchmal stille wurden und uns gegenseitig ansahen, da wir uns nicht verstanden — recht langweilig und obios waren.“

Wie es schon der Titel des Buches besagt, ist derselbe vorzugsweise dem Verhältnisse Oesterreichs zu Preußen in den Jahren 1780—90 gewidmet; dasselbe war bekanntlich zumeist ein gespanntes und nahm in einzelnen Momenten einen gefährlichen Character an. Die Beziehungen der beiden Staaten zu einander werden in mehreren Abschnitten in den einzelnen Phasen ziemlich ausführlich erörtert, in Bezug auf den beabsichtigten Austausch Baierns und die Gründung des Fürstenbundes bringt Wolf Details, welche die Darstellung Rankes hie und da ergänzen.

Die Leser der Mittheilungen wird das Urtheil interessieren, das man sich in Böhmen über Friedrich II. gebildet hatte. Die Prager Zeitung von 31. August 1786 brachte einen Artikel, in welchem es heißt: „Ich stelle mir seine Siege über uns und sein verheerendes Kriegsheer in meinem Vaterlande vor und sehe in zu sichtbaren Spuren noch die schmerzlichen Folgen davon, um nur den Schmerz damit zu mäßigen, den ich um ihn fühle und doch muß ich fast weinen und seine Größe anerkennen.“ Die letzten Capitel des Buches beschäftigen sich namentlich mit den Beziehungen Josefs II. zu Friedrich Wilhelm II. und dem Türkenkrieg und dem Tode des Kaisers, den seine Zeitgenossen verkannten, so daß Wolf auf diese das Wort der Schrift Genesis 42.8 anwendet: Josef erkannte seine Brüder, doch sie erkannten ihn nicht.

Im Anhange theilt Wolf 13 höchst wichtige Actenstücke theils vollständig, theils im Auszuge mit. Die Darstellung ist eine ungleiche, manche Abschnitte sind sehr präcis und klar gehalten, in einigen stört die wörtliche Aufnahme von Briefen, die in französischer Sprache geschrieben sind, das Ebenmaß. Im Ganzen sind wir den Verf. für seine Leistungen zu lebhaftem Danke verpflichtet und können es als ein sehr erfreuliches Zeichen begrüßen, daß sich die Geschichtschreibung nun auch in Oesterreich der Zeit dieses Kaisers zuwendet, den die Volksstimmung bekanntlich bald nach seinem Tode verherrlicht und verklärt hat, um so erfreulicher, als nun auch aus Berlin eine tüchtige Arbeit gekommen ist, welche die voranstehende in manchen Punkten ergänzt, wir meinen das Werk von M. Philippson über das preussische Staatswesen vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Jahre 1815. Josefth.

Řehák Jan: Filip Villanúova, český biskup pod obojí. 1504—1507. V Hoře Kutné, 1878. 21. S.

Řehák Jan: Hora Kutná a její okolí. V Hoře kutné. 232 S.

Den Gegenstand des allerdings nur 21 Seiten langen Aufsatzes bildet der Bischof subntraque Philippus Villanúova (1504—1507), dessen Thätigkeit der Verfasser nach eingehenden Studien mit detaillirter Quellenkenntnis schildert. Die vorliegende Arbeit muß unser Interesse namentlich auf sich lenken, da der Verfasser eine stattliche Anzahl im Kuttenberger Archive befindlicher Documente ausbeutet, unter denen neben dem „Diarium“ des Bischofes noch anderweitige Schriftstücke, die sich auf seine Person beziehen, hervorgehoben werden. Die kritisch durchgeführte Abhandlung wirft vielfach neue Streiflichter auf den Charakter und das Wirken Villanúova's.

Den Gegenstand der zweiten Schrift bildet „Kuttenberg und seine Umgebung“. Řehák, der als Professor an der k. k. Oberrealschule in Kuttenberg wirkt, hat sich schon durch mehrere Schriften als ein guter Kenner der Geschichte Kuttenbergs empfohlen. In dem vorliegenden Werke strebt er darnach, dem Reisenden und auch dem Kuttenberger ein Büchlein an die Hand zu geben, das in jeder Beziehung über die Geschichte und Bedeutung der Stadt leicht die nöthige Auskunft erteilt. In dem ersten Theile gibt er einen statistischen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Stadt (S. 3—37); dann folgt eine kurz gefaßte Uebersicht über die geschichtlichen Ereignisse (S. 37—77). In eingehender Weise unterzieht er die Denkmäler der Stadt aus älterer und neuerer Zeit der Besprechung (S. 79—177), und macht auf die näheren und weiteren Ausflüge in der Umgebung aufmerksam, stets mit Rücksicht auf die historischen Momente der betreffenden Orte (S. 185—216). Einem nothwendigen Bedürfnisse solcher Arbeiten entspricht der Verfasser, indem er zum Schlusse die bei den Kunstwerken angewendeten Termini technici in populärer Weise erläutert (S. 223—232). So genügt der Verfasser nach

allen Seiten den Anforderungen, die man an das Werk stellen kann; zu wünschen wäre nur, daß man mit ähnlichen Arbeiten auch für andere Städte Böhmens beginnt, die ja vielfach eine reiche und geschichtlich denkwürdige Vergangenheit hinter sich haben. Zur Orientirung in der Stadt dient ein übersichtlicher Plan von Prof. Lavička gezeichnet, auf dem sich nebenbei auch das Wappen der Stadt Kuttenberg befindet. dr. h.

Paměti Mikulaše Dašického z Heslava (Chronik des Nikolaus Dašický von Heslav)

herausgegeben von J. Anton Rezek. Prag 1880 II. Band.

Dieser Band vervollständigt die bereits früher in dieser Zeitschrift angezeigte Chronikausgabe der Stadt Kuttenberg u. enthält Aufzeichnungen über Familien-, Stadt- u. sonstige geschichtliche Ereignisse für die Zeit 1574—1626. Als Beilagen sind die Beschwerdeschrift der Gemeinde Matín gegen den Abt des Seblecer Klosters, ein Schreiben des Wilhelm von Břeschowitzer Münzmeisters an Wilhelm Slavata dto. 23. Mai 1618 und eine Beschwerdeschrift der Gemeinde Kuttenberg gegen den Münzmeister (1618) beigegeben.

Interessant sind die culturhistorischen Momente, die wir aus dieser Chronik schöpfen können. Insbesondere in nationaler Richtung ist die Chronik von tschechisch-patriotischen Geiste durchweht und zeigt die Abneigung gegen alles Deutsche. Man glaubt sich in die Gegenwart versetzt, wenn man die Bemerkungen des Verfassers über die deutschen königlichen Beamten liest. (II. S. 42. 51—53, 63—65 u. f. w.). An nationalen Reibungen gab es aber früher ebenso wenig Mangel als heut zu Tage, und die Gegenwart gebraucht dieselben Argumente, wie unsere Vorfahren. Ein chronologisches und ein alphabetisches, sehr sorgfältig gearbeitetes Sachregister schließen den Band. D. J. U.

Karl Färber: Ein offenes Wort in Sache der ausländischen Missionsbestrebungen auf dem Boden der evangelischen Landeskirche Oesterreichs. Prag 1879 Reicheneder.

Die von dem geistvollen, streitbaren Pastor primarius der deutschen evangelischen Kirche in Prag verfasste Brochüre vermag allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen, da sie eine Angelegenheit behandelt, die durch die Deputation der „evangelischen Allianz“ bei Sr. Majestät dem Kaiser und durch Verhandlungen im englischen Parlament zu Kenntniß des großen Publikums gelangt ist. Die Darstellungen der öffentlichen Blätter haben jedoch vielfach irrige Meinungen aufkommen lassen, und es muß deswegen vom Standpunkt der historischen Wahrheit zunächst das „offene Wort“ Färbers lebhaft begrüßt werden. Wer sich über die geheimnißvolle Thätigkeit der schottischen Judenmissionäre in Böhmen besonders in Prag informiren will, dem stellt der Herr Pastor Färber in seiner Streitschrift einen elektrischen Beleuchtungsapparat zur Verfügung. Daß die evangelische Kirche dormalen in Böhmen keine Persekutionen zu erdulden hat, ist allgemein bekannt und wird nun von der kompetentesten Seite rühmend anerkannt. Daß aber gerade die fremdländischen Missionen verwandten Glaubens zumeist aus Unkenntniß der österreichischen Verhältnisse störend auf die Organisation der evangelischen Landeskirche einwirken, wird einleuchtend dargethan. Es wird alsdann auch verständlich, daß der mannigfach provocierte erste Pfarrer von Prag im Interesse seiner Gemeinde und seines Amtes vom Leder zieht und mit scharfem Schwerte gewichtige Hiebe austheilt, die die Betroffenen nicht sobald verwunden werden. Die Diktion der Schrift ist äußerst lebendig und fesselnd. Der Passus, auf Seite 8 über die Katholiken wäre besser ungeschrieben geblieben. S.

Karl Gautsch: Aelteste Geschichte der sächsischen Schweiz nebst den frühesten topographischen Nachrichten. Nach archivalischen Quellen. Dresden Verlag v. F. Art. 1880.

Das nicht sehr umfangreiche Buch ist hervorgegangen aus geschichtlichen Vorträgen, die der Verfasser in der „Sektion Dresden“ des sächsischen Gebirgsvereins gehalten. Es behandelt ein Gebiet, welches für uns in Böhmen ein besonderes Interesse hat, da ja große Theile desselben einst unserm Vaterlande einverleibt waren. Fockes unlängst hier angezeigte Arbeiten (Geschichtliche Durchforschung des Elbe- und Culau-Thales) werden ergänzt und Elbe abwärts bis Dresden erweitert. Die reichen Schätze des Dresdner Hauptstaatsarchives verfielen selbstverständlich auch bei der Bearbeitung einer älteren Geschichte der sächsischen Schweiz nicht, und man muß dem Bearbeiter die verständige Verwerthung des archivalischen Materiales mit stäter Heranziehung des bereits Gedruckten anerkennen. Die sogenannten „Führer durch die sächsische Schweiz“ werden gut thun, wenn sie nach Gautsch's Forschungen ausgiebige Correkturen in ihren geschichtlichen Angaben vornehmen. — Die Anordnung des Stoffes läßt die Genesis des Buches merken. Es wird zunächst über die kirchlichen und politischen Verhältnisse der sächsischen Schweiz im Mittelalter, dann in einzelnen Abschnitten über die Burggrafschaft Dohna, über die Burg und Stadt Pirna, die Burg Königstein, die Burg und Herrschaft Wehlen, die Herrschaft Lohmen, die Burg Rathen, die Herrschaft Hohnstein — noch einmal über die Burg Rathen und schließlich unter dem Titel „Aelteste Ortsbeschreibungen“ über Schlösser, Wälder, Städte, Dörfer, Familien etc. eingehend gesprochen. Der letzte Abschnitt erhält seine urkundliche Beglaubigung durch die angefügten Aktenstücke, deren buchstabengetreuer Abdruck eine gewisse Säuberung schon vertragen hätte. —

Die uns im Allgemeinen recht ansprechende Arbeit dürfte freilich in manchen Einzelheiten Widerspruch erfahren. Wie verweisen z. B. auf die nicht immer zutreffende Erklärung slawischer Ortsnamen. Ungern vermiffen wir ein Register. S.

Dr. F. Krones: Zur Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedlung des steiermärkischen Oberlandes. Graz 1879.

Wenn Prof. Krones, der uns in den letzten Jahren mit so umfangreichen historischen Arbeiten, vor allem den fünf Bänden seines Handbuches der Geschichte Oesterreichs, beschenkt hat, dabei wiederholt das Bedürfnis fühlte, von der großen Heerstraße der Geschichte, um mit ihm selbst zu reden, abzuschweifen auf den schmälern aber amuthigern Pfad der Detailforschung, so genügt er damit wol zunächst einem einfachen psychologischen Gesetze. Um so anerkennenswerter ist es aber, wenn aus jenem Orange zugleich der Wissenschaft so erfreuliche und verdienstliche Früchte erwachsen, wie dies thatsächlich bei Krones der Fall ist. Der schönen Untersuchung über die Festsetzung des Deutschthums in den ungarischen Ländern wurde an dieser Stelle bereits gedacht; heute sei es gestattet auf obige historisch-sprachwissenschaftliche Skizze zurückzukommen, die ihre Veröffentlichung zunächst im XXVII. Hefte der Mittheil. d. Ver. für Gesch. d. Steiermark gefunden hat und die der Beziehung und Bedeutung auch für die Zwecke unseres Vereines nicht entbehrt.

Die Bedeutung der Ortsnamen klar zu legen, die Schwierigkeiten zu zeigen, denen der Forscher in historischer und sprachlicher Hinsicht begegnet, ist zunächst der Zweck der Einleitung. Fast zu bescheiden motivirt damit der Verfasser die größere oder geringere Ansehnlichkeit einzelner der gemachten Aufstellungen (S. 4—9). Vierfach geschichtet lagern die Ortsnamen der oberen Steiermark über einander. Zur alten Keltenbevölkerung der Noriker gesellte sich seit der römischen Eroberung kurz vor Christo der Einfluß des römischen Weltreiches, zwar in minderem Grade als anderswo, was schon die Beschaffenheit des Landes erklärt (S. 13—14), aber noch ausgiebig genug. Freilich ist wenig von den keltisch-römischen Ortsnamen auf uns gekommen; ihr Schicksal ist wandelbarer als jenes der Fluß- und Gewässernamen, der Bezeichnungen für Berge und Höhenzüge, die insgemein fest bleiben im Wechsel der Zeiten und Bevölkerungen. Die Ver-

minderung der Bevölkerung durch Massenanswanderung und Aushebung, durch Noth und das Feindes Schwert während der Völkerwanderung ließen aber Ansiedlungen und Ortsnamen verschwinden und der mit der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts zuwandernde Slave (Slovene, Karantane) fand allenthalben Raum zu eigener Gründung und zur Benennung nach seiner Anschauung. Massenhafter angesiedelt in der unteren Steiermark begnügt er sich im Oberlande aber mit der Besetzung der Flußthäler und Niederungen (S. 15), die seiner Zahl und seiner Neigung genügen. Dagegen bleiben „die Höhen und Winkel der rauheren Gebirgswelt“ im ganzen unbebaut, jungfräulicher Boden für die neue Bevölkerung, die nun vom Westen her in den Alpenländern Oesterreichs vordringt. Am Schluß des 6. Jahrhunderts hatten die Baiern in schweren Kämpfen dem westwärts strebenden Slaventhum Schranken gezogen; seit den Tagen Tassilo's, Karl's des Großen, vor allem seit dem 10. Jahrhunderte begann aber die Ausbreitung deutschen Volkes nach dem Osten und auch nach der oberen Steiermark. Als Bauern, den Boden zu bestellen, als Ministeriale und Klosterleute, als Bürger und Geisliche, Handwerker und Kaufleute kommen die Deutschen ins Land (S. 54). Sie gründeten neue Sitze, wo das Land wüste lag, sie siedelten sich an inmitten der Slaven, wo diese Raum ließen, sie gründeten Burgflecken und Klöster, Gehöfte und Dörfer, wuchsen selbst an Zahl und wissen die slavischen Nachbarn zu assimilieren. So gewann das Land jene ethnographische Beschaffenheit, die es heute zeigt.

Den historischen Gang der Dinge an der Hand der Ortsnamen nachzuweisen, ist nun des Verfassers spezielle hochverdienstliche Absicht. Er bringt S. 28—29 die Namen mit mehr oder weniger sicherem keltoromanischen Ursprung, 19—27 ein Verzeichnis slavischer Bach- und Flußnamen, dann der slavisch benannten Höhen und Hochwälder, S. 31—43 auch jenes der slavischen Ortsnamen. Ein Gleiches geschieht im Folgenden bezüglich der Bezeichnungen deutschen Ursprunges. Ueberall zeigt er aber in gleich hohem Grade sein umfassendes Wissen und seine Vorsicht und Sorgfalt.

A. B.

Bibliothek der mittelhochdeutschen Litteratur in Böhmen begründet von Ernst Martin. Herausgegeben vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Band III. Das Leben des heil. Hieronimus in der Uebersetzung des Bischofs Johannes VIII. von Olmütz. Herausgegeben von Anton Benedict. Prag 1880. 8. LXV u. 231. S.

Es ist mir sehr erfreulich, nach einer Pause von mehr als zwei Jahren die Aufmerksamkeit unserer Leser wieder auf einen neuen Band der „Bibliothek der mittelhochdeutschen Litteratur in Böhmen“ lenken zu dürfen. Es ist damit erfüllt, was wir alle wünschten und hofften, der Verein legt damit durch die That Zeugnis ab, daß er die Fortführung dieses schönen Unternehmens als eine Ehrenpflicht betrachtet und dafür ist ihm der aufrichtige Dank aller Einsichtigen gewis. Ohne Zweifel wird jeder auf dem Umschlage des vorliegenden Bandes mit Freuden auch die Ankündigung des bereits in Vorbereitung genommenen vierten lesen, der die Vorgeschichte zu Wolframs Willehalm von Ulrich von dem Turlin bringen soll.

Der eben ausgegebene von A. Benedict bearbeitete Band ist noch von Martin selbst vorbereitet. Er enthält eine Uebersetzung des Lebens des heil. Hieronimus, welche der gelehrte Olmützer Bischof und Kanzler Kaiser Karl IV. Johannes von Neumarkt in den Jahren 1371 bis 1375 anfertigte und der vierten Gemahlin des Markgrafen Johann Heinrich von Nahren, Elisabeth Gräfin von Sttingen, widmete, in deren Auftrag er das Werk unternahm.

Das lateinische Original ist ein Buch von eigentümlicher Composition. Wer nach dem Titel eine regelrechte Biographie suchen wollte, würde nicht wenig enttäuscht sein. Es sind vielmehr drei Briefe, welche wiewol spät (nach dem 12 Jahrh.) entstanden, berühmten Heiligen und Kirchenlehrern als Zeitgenossen des h. Hieronimus untergeschoben sind. Etwas wie ein Leben des letztern enthält kaum der erste dem h. Eusebius zugeschriebene Brief an Damasus u. Theodotus; vielmehr liefert dieser eine ausführliche panegyrisch gehaltene Characteristik des Heiligen um sich dann nur mit dem Ende seines Lebens, seiner Vorbereitung zum Tode, seinen Ermahnungen an die zurückbleibenden Brüder, der Einsetzung des Eusebius zu seinem Nachfolger und seinem Tode

selbst ausführlich zu beschäftigen. Der bei weitem kürzeste zweite, angeblich von dem h. Augustinus an den h. Cyrillus gerichtete Brief führt auf Grund von Visionen, eigenen und fremden hauptsächlich den Gedanken aus, daß der h. Hieronimus an Würde dem h. Johannes d. Täufer und den Aposteln nicht nachstehe. Der dritte Brief, angeblich von Cyrillus an Augustinus gerichtet, erzählt, worauf der erste nur kurz am Schlusse sich eingelassen, Wunder welche der Heilige nach seinem Tode gewirkt. Eine Verbindung der drei Theile ist insofern versucht als der dritte Brief angeblich auf Veranlassung des zweiten geschrieben ist, worin Augustinus den Cyrillus um Bericht über solche Wunder bittet, und als Cyrillus auf das im Briefe des h. Eusebius bereits erzählte, (unter andern auch wie ihm der Heilige nach seinem Tode erschien) sich beruft um es nicht wiederholen zu müssen.

Dieses lateinische Original hat der Uebersetzer leicht und gefällig, ohne slavische Aengstlichkeit, vielmehr mit anerkennenswerther Freiheit wiedergegeben und sich in seiner Uebersetzung als ein gewandter Prosaisker erwiesen. Selbständig hinzugefügt hat er nur eine Einleitung zu jedem der drei Briefe und ein Schlusswort, uns werthvoll durch die zum Theil darin enthaltenen persönlichen Mittheilungen. Die Uebersetzung gehörte übrigens, wie die stattliche Zahl der vom Herausgeber S. XXXII ff. vorgeführten Handschriften, die Erwähnung bei J. Bitterich von Reicherts- hausen, der niederdeutsche und holländische Druck und der nachweisbare Einfluß auf den mittelniederdeutschen Textstanz lehrt, zu den verbreitetsten und gelesensten Büchern bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein, und schon deshalb verdiente sie Beachtung, auch wenn sie nicht außerdem als wichtige Sprachquelle unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Sie blieb auch nicht unbeachtet. Schon vor vierunddreißig Jahren hat ihr Feisalik eine Besprechung gewidmet und Proben mitgetheilt und damit der gegenwärtigen Ausgabe, die wir den Bemühungen Martins und des Ver- eines danken, in manchen Punkten vorgearbeitet.

Die Ausgabe Benedicts beruht im Allgemeinen auf den drei ältesten und besten Handschriften, unter denen wieder die Hohenfurter vom J. 1392 vorzugsweise zu Grunde gelegt ist. Außerdem wurde der niederdeutsche Druck und für die Zuthaten des Uebersetzers eine spätere Münchener Handschrift herangezogen. Von den Lesarten des Druckes erwähne man nur allerdings geru etwas mehr, als daß sie, wie der Herausg. S. XL berichtet, „an manchen Stellen doch ausschlaggebend“ waren. Eben darum wäre es wünschenswerth gewesen, daß sie in einer entsprechenden Auswahl wären mitgetheilt worden. Da übrigens die nahezu an die Abfassungszeit hinanreichende Ueberlieferung eine gute ist und auch das lateinische Original zu Hilfe kommt, so ist es um den Text gut bestellt. Schwieriger war bei einem Prosawerke die Feststellung der Lautgebung, worin keine einzelne Handschrift eine zweifellose ausschließliche Norm bietet. Ueber die Grundsätze, nach denen hierbei verfahren wurde, handelt die fleißige Einleitung des Herausgebers, die auch alles zusammenstellt was sich über das Leben des Bischofs und seine ausgedehnte literarische Thätigkeit sowol in lateinischer als deutscher Sprache ermitteln läßt. Bei den deutschen Schriften ist auch auf das Sprachliche die wünschenswerthe Rücksicht genommen worden. Am eingehendsten wird wie billig, das herausgegebene Werk selbst nach allen Beziehungen, Sprache, Verhältnis zum Original, Verbreitung und Einfluß, selbst das Verhältnis zu einer übrigens unabhängigen tschechischen Uebersetzung, besprochen.

Auf Einzelheiten kritisch einzugehen ist hier nicht der Ort, auch bedürfte es hiezu noch einer öfteren und ruhigeren Nachprüfung, als mir die Kürze der Zeit bis jetzt gestattete. Hier wollte ich meine Leser vorläufig nur aufmerksam machen auf ein Buch, für das ich Interesse bei ihnen schon voraussetzen darf, und das wollte ich möglichst rasch und unter dem ersten frischen Ein- drucke der Lectüre thun.

H. Lambel.